

Paul Hugger

Die Schweiz zwischen Hirtenidylle  
und High-Tech-Performance





Die Schweiz  
zwischen Hirtenidylle und High-Tech-Performance

**Buchreihe  
der  
Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde**

Herausgegeben von Klaus Beitzl

Neue Serie Band 10

---

In der „Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde“ sind bisher erschienen:

- Band 1: Edmund FRIESS und Gustav GUGITZ, Die Wallfahrt nach Adlwang im Lichte der Mirakelbücher (1620 – 1746). Eine volkskundlich-kulturhistorische Studie, 1951
- Band 2: Leopold SCHMIDT, Geschichte der österreichischen Volkskunde, 1951
- Band 3: Leopold Schmidt-Bibliographie I: 1930 – 1977. Bearbeitet von Klaus BEITL, 1977
- Band 4: Gedenkschrift für Leopold Schmidt (1912 – 1981) zum 70. Geburtstag. Mit dem Wiederabdruck von Leopold Schmidt, Die Volkskunde als Geisteswissenschaft (1947), und mit Leopold Schmidt-Bibliographie II (1977 – 1982). Hg. von Klaus BEITL, 1982
- Band 5: Gegenwärtige Probleme der Hausforschung in Österreich. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1980 in Feldkirch (Vorarlberg). Hg. von Klaus BEITL und Karl ILG, 1982
- Band 6: Probleme der Gegenwartsvolkskunde. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1983 in Mattersburg (Burgenland). Hg. von Klaus BEITL, redigiert von Gertraud LIESENFELD, 1985
- Band 7: Kleidung – Mode – Tracht. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1986 in Lienz (Osttirol). Hg. von Klaus BEITL und Olaf BOCKHORN, 1987
- Band 8: Volksfrömmigkeit. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1989 in Graz. Hg. von Helmut EBERHART, Edith HÖRANDNER und Burkhard PÖTTLER, 1990
- Band 9: Internationale und nationale volkskundliche Bibliographien. Spiegel der Wissenschaft Volkskunde/Europäische Ethnologie. Hg. von Klaus BEITL und Eva KAUSEL, 1991

**DIE SCHWEIZ  
ZWISCHEN HIRTENIDYLLE UND  
HIGH-TECH-PERFORMANCE**

**Eine volkskundliche Annäherung**

von  
**PAUL HUGGER**

Mit 15 Abbildungen und 4 Karten

Wien 1993  
Selbstverlag des Vereins für Volkskunde

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

**Hugger, Paul:**

Die Schweiz zwischen Hirtenidylle und High-Tech-  
Performance : eine volkskundliche Annäherung / von Paul  
Hugger. Verein für Volkskunde. - Wien : Verein für  
Volkskunde, 1993

(Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde ; N.S., Bd.  
10)

ISBN 3-900358-07-9

NE: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde / Buchreihe

---

WG: 25;61;14  
8127

DBN 93.139612.3  
man

93.08.25

Wien 1993

Alle Rechte vorbehalten

Selbstverlag des Vereins für Volkskunde

A-1080 Wien, Laudongasse 15 – 19

Herstellung der Druckvorlage:

Ch. Weismayer, A-1080 Wien, Skodagasse 9

Offsetdruck:

Novographic, A-1238 Wien, Maurer Lange-Gasse 64

ISBN 3-900358-07-9

## Inhalt

I. Disparitäten und Partikularismus oder die Kräfte des Zentrifugalen	
Die morphologischen Regionen und ihre herkömmliche Bewirtschaftung . . . . .	9
Zonen der Ernährung . . . . .	12
Die bäuerlichen Hauslandschaften . . . . .	15
Sprachgrenzen – Sprachregionen . . . . .	20
Großräumige Einkommensdisparitäten . . . . .	25
Konfessionelle Grenzen und Gruppierungen . . . . .	26
Binnenstaatlich-politische Grenzen: Die Kantone und ihre Eigenständigkeit . . . . .	30
Die Gemeindeautonomie – Hort des politischen Partikularismus . . . . .	31
II. Gemeinsame kulturelle Strukturen	
Die Vereinsfreudigkeit . . . . .	35
Das Jahr der Schweizer und seine Brauchtümliche Gestaltung . . . . .	38
Täumel im Maskenkleid – zur Blüte des Karnevals in der Schweiz . . . . .	39
Der Schweizer und sein Arbeitsethos . . . . .	43
Die nationalen Mythen . . . . .	46
Mobilität . . . . .	47
Die Schweiz – ein politisch bewegtes Land . . . . .	50
Eine Bildreportage aus den frühen sechziger Jahren . . . . .	53



## **Die Schweiz zwischen Hirtenidylle und High-Tech-Performance**

### *Eine volkskundliche Annäherung*

Die Schweiz ist volkskulturell gesehen ein sehr komplexes Gebilde. Dazu haben die Morphologie des Landes und die klimatischen Gegebenheiten ebenso beigetragen wie zivilisationsgeschichtliche Faktoren. Darin liegen auch die Widersprüche und das scheinbar Unvereinbare begründet, die einem bei der Beschäftigung mit dem Phänomen Schweiz immer wieder begegnen.



## Disparitäten und Partikularismen oder die Kräfte des Zentrifugalen

Wohl kein europäischer Staat weist auf so kleinem Raum (41.288 km<sup>2</sup> bei 6,87 Millionen Einwohnern) eine derart große kulturelle Heterogenität auf; sie prägt das Schicksal der Schweiz. Sie hat Regierung und Volk stets zu Behutsamkeit im gegenseitigen Umgang gezwungen, zu Toleranz, wollte man nicht die zentrifugalen Kräfte, die immer wirksam sind, stärken und eine gefährliche Situation heraufbeschwören. Was von der Staatsraison her als belastendes Erbe gelten kann, erweist sich schließlich als Chance. Die interethnische Toleranz, zum Grundsatz schweizerischen Denkens, Legifizierens und Handelns geworden, beruht zu einem guten Teil auf diesen Gegebenheiten.

Es gilt aber weitere Faktoren – neben dem Willen zu überleben und dem Kalkül des gemeinsamen Nutzens – aufzuführen, welche die Einheit bewirken: Über das Trennende der geomorphologischen, klimatischen und ethnischen Grenzen hinaus bestehen auch verbindende Strukturen, nicht nur im administrativen Bereich, sondern im gewachsenen kulturellen Erbe. Die Schärfe gewisser Grenzen – wie etwa der sprachlichen – werden durch Gemeinsamkeiten, die überlappen, gemildert. Mit andern Worten: Es bestehen stets genügend übergreifende Solidaritäten, um allfällige Bruchfugen zu überbrücken.

### *Die morphologischen Regionen und ihre herkömmliche Bewirtschaftung*

Die traditionellen bäuerlichen Wirtschaftsformen sind bereits in der Oberflächenstruktur eines Landes angelegt und begründet. Die Schweiz wird großräumig durch die Alpenkette und den Jura in verschiedene Landschaften gegliedert, wobei die Hauptorientierung von Südwesten nach Nordosten geht. Ein vielarmiges Flußsystem bringt zusätzlich eine Nord-Süd-Gliederung. Diese naturgegebenen Trennlinien kammern das Land in Großräume, die sich in Oberflächenstruktur und Mikroklima unterscheiden, was zu unterschiedlichen Formen der Landwirtschaft geführt hat.

Kernstück der Schweiz ist neben dem Alpenraum das *Mittelland*, ein leicht gewelltes, reich mit Wasserläufen und Seen durchsetztes Gebiet, fruchtbar und von gemäßigttem Klima. Das Mittelland war jahrhundertlang eine Zone des Ackerbaus, wobei der Anbau von Körnerfrüchten wie Hafer, Korn, Weizen, im Mittelalter Hirse dominierte. Daneben fand sich auch Viehhaltung, Obst- und Weinbau. Bis zum Ende des ancien régime (1798) beachtete man die Dreifelder-Wirtschaft, welche nach zweimaliger Fruchtfolge ein Jahr der Brache einschob. Dieses Mittelland, einst wichtigstes

Getreideanbaugesbiet der Schweiz, ist heute stark urbanisiert. Das hat zu einem „Bauernsterben“ geführt, bedingt durch Betriebszusammenlegungen und den Verlust an Anbaufläche infolge der Siedlungstätigkeit. 1990 zählte man in der Schweiz 108.296 Landwirtschaftsbetriebe, davon rund 62.800 als Haupterwerbsbetriebe. 35 Jahre früher (1955) waren es noch 206.000 Betriebe, davon 148.600 Haupterwerbsbetriebe. Im europäischen Vergleich sind die Schweizer Betriebe eher kleinflächig. 1987 umfaßte in Deutschland ein Haupterwerbsbetrieb durchschnittlich 28, in Frankreich 36 und in England 70 Hektaren; in der Schweiz waren es nur 16. Die Mechanisierung der Landwirtschaft hat erst seit dem Zweiten Weltkrieg größere Fortschritte gemacht, wobei die Bergbetriebe immer noch mit einem vergleichsweise geringen Grad an technischen Hilfsmitteln auskommen und noch vieles manuell erledigen.

Die *schweizerische Landwirtschaft* wird wegen ihrer Bedeutung für die Versorgung des eigenen Landes und für die Landschaftspflege vom Staat über die Absatzpreise und zum Teil auch über Flächenbeiträge stark subventioniert. Sie hat, wohl als einzige in Europa, einen gesetzlichen Anspruch auf ein paritätisches Einkommen. Dafür wird über die Subvention der Produzentenpreise die Produktion stark gelenkt. Die bäuerliche Bevölkerung übt über die entsprechenden Verbände einen politischen Einfluß auf Bundesebene aus, der weit über ihren zahlenmäßigen Anteil geht (z.B. Schweizerischer Bauernverband, gegründet 1897, mit Sitz in Brugg, und die alternative Schweiz. Vereinigung zum Schutz der kleineren und mittleren Bauern, gegründet 1980, Olten). Bei der Frage einer eventuellen EG-Mitgliedschaft der Schweiz spielt die Besorgnis um den Erhalt einer leistungsfähigen Landwirtschaft eine große Rolle. Die schweizerischen Bauern, vor allem in den Gebirgsgegenden, wollen sich nicht mit der Rolle von Landschaftsgärtnern begnügen, die sie zu bloßen Subventionsempfängern und „Angestellten“ des Staates machen würden. Der bäuerliche Widerstand, wesentlich von der Basis getragen, war gerade bei der Frage einer EWR-Mitgliedschaft ein wichtiger Faktor, der das Ergebnis der Abstimmung im negativen Sinne beeinflusste.

Nach Nordwesten grenzt der *Jura* das schweizerische Mittelland ab, ein Gebirge (max. Höhe 1679 m), in das sich die Schweiz mit Frankreich teilt. Es ist eine Zone der Vieh- und Milchwirtschaft, in den Tälern auch des Ackerbaus. In den Hochlagen hat sich, besonders im Südwesten, eine durch alpine Vorbilder geprägte Alpwirtschaft herausgebildet.

Früh (ab 1700) etablierte sich hier, im Gefolge der Glaubensflüchtlinge aus Frankreich, der Hugenotten, ein wichtiger Industriezweig, die *Uhrmacherei*. Zuerst betrieb man sie handwerklich, oft neben einer bescheidenen Landwirtschaft; dann wurde sie immer mehr zentralisiert und im 19. Jahrhundert zunehmend in Fabriken verlegt. Diese Uhrenfabriken prägen noch heute vielerorts das Dorfbild. Der zentrale Jura zwischen Le Locle und

Tramelan ist so zu einer der am stärksten industrialisierten Gegenden der Schweiz geworden. 1975 beschäftigte hier die Industrie 47,5% der berufstätigen Bevölkerung (Durchschnitt der ganzen Schweiz 26,4%).

An zwei Stellen greift das schweizerische Staatsgebiet über den eigentlichen Jura hinaus, im Pruntrutler Zipfel, der *Ajoie*, die morphologisch zur Region Belfort (F) gehört, und in der *Region Basel*, die Teil der Oberrheinischen Tiefebene ist. Damit reicht das schweizerische Territorium in Regionen hinein, die zu andern agrarwirtschaftlichen und kulturellen Großräumen gehören. Etwas Ähnliches liegt bei *Schaffhausen* vor, das, nördlich des Rheins gelegen, landschaftlich zu Süddeutschland gehört.

Den Übergang vom Mittelland zu den eigentlichen Alpenketten bildet die *nordalpine Agrarzone* der Voralpen, in welcher der ursprüngliche Ackerbau zugunsten der Viehwirtschaft und der Milchwirtschaft aufgegeben worden ist. Dieser Wandel vollzog sich seit dem 16. Jahrhundert, als durch die Verlagerung von der Natural- zur Geldwirtschaft und die Verbesserung der Verkehrswege die Nachfrage nach qualitativ hochstehendem Hartkäse in Europa wuchs. Diese nordalpine Zone liefert dank reichlicher Niederschläge ein vorzügliches Viehfutter. Die Region wurde zum Hort des typischen schweizerischen Hirtenbrauchtums, das zum Kennzeichen schweizerischer Eigenart und schweizerischer Folklore wurde, mit hochgezüchteten Milchvieh-Rassen, Zuchtgenossenschaften, Hirtentrachten und farbenprächtigen Auf- und Abzügen der Herden. Das vor- und inneralpine Hirtentum ist immer noch durch saisonalen Halbnomadismus gekennzeichnet, mit vertikaler Stufenwanderung, wobei die Herde im Frühjahr zuerst die Vorsäben abweidet, dann in die Hochlagen zieht und im Herbst wieder das Futter in den Talweiden nutzt. Seit dem 17. Jahrhundert bildeten sich fünf große Hartkäse-Spezialitäten heraus: Greyerzer im Südwesten, Emmentaler und Sbrinz im Zentrum, Appenzeller und Tilsiter (dieser erst seit rund 100 Jahren) in der Ostschweiz.

Der Greyerzer-Käse verdankte seinen Erfolg im internationalen Handel nicht zuletzt der französischen Seefahrt, vor allem der Kriegsmarine, die ihn als lange haltbaren Käse schätzte. Eine der wichtigsten Exportrouten verlief vom Hochland der Gruyère über Vevey und den Lac Léman nach Genf, zu Land bis Seyssel und von dort wieder per Schiff auf der Rhone bis zum Mittelmeer (Toulon).

Die zwei *alpinen Hauptketten*, die sich im Gotthardgebiet vereinen und bündeln, umklammern im Wallis und in Graubünden inneralpine Räume, die eine eigene Kultur entwickelt haben. Neben der Viehwirtschaft werden hier alpiner Acker- und im Wallis Weinbau betrieben. Das ermöglichte der Bevölkerung lange Zeit ein fast autarkes Leben. Schon seit dem Frühmittelalter bildeten auch die Saumwege über die alpinen Pässe eine wichtige Erwerbsquelle für die ansässige Bevölkerung: Splügen, San Bernardino, Gotthard, Simplon, Großer Sankt Bernhard.

Schließlich gehören in der *südalpinen Abdachung* auch Landschaften zur Schweiz, die Anteil am oberitalienischen Kulturraum haben: Tessin, Puschlav und Bergell. Hier kennzeichnen ein kleinparzellierter Ackerbau, vor allem mit Anbau von Mais und Wein, und eine bescheidene Viehwirtschaft die Situation.

*Bodmer, Walter*: L'évolution de l'économie alpestre et le commerce de fromages du XVI<sup>e</sup> siècle à 1817 en Gruyère et au Pays d'Enhaut. Annales frigourgeoises XLVIII. 1967. 5 – 152.

*Cartier, E.*: Paysans d'aujourd'hui en Suisse. Lausanne 1978.

*Favez, J.-C. et al.* (Hg.): Nouvelle histoire de la Suisse et des Suisses. 3 vol. Lausanne 1982/83.

*Flüeler, Niklaus et al.* (Hg.): Die Schweiz vom Bau der Alpen bis zur Frage nach der Zukunft. Zürich 1975.

*Hugger, Paul*: Hirtenleben und Hirtenkultur im Waadtländer Jura. Basel 1972.

*Lurati, Ottavio*: Terminologia e usi pasterizi di val Bedretto. Basilea 1968.

*Maeder, Herbert und Robert Kruker*: Hirten und Herden. Alpkultur in der Schweiz. Olten 1983.

*Meyer, Leo*: Schweizer Landwirtschaft. Zürich 1986.

*Niederer, Arnold*: Alpine Alltagskultur zwischen Beharrung und Wandel. Ausgewählte Arbeiten aus den Jahren 1956 – 1991. Hg. von Klaus Anderegg, Werner Bätzing. Bern/Stuttgart/Wien. 1993.

*Oppliger, Simone*: Quand nous étions horlogers. Lausanne 1980.

*Preiswerk, Yvonne und Bernard Crettaz*: Le pays où les vaches sont reines. Sierre 1986.

*Racine, J.-B. et C. Raffestin* (Hg.): Nouvelle géographie de la Suisse et des Suisses. Lausanne 1990.

*Ruffieux, Roland*: L'économie alpestre et le commerce du fromage en Gruyère au XIX<sup>e</sup> siècle (de 1817 à 1867). Annales fribourgeoises XLIX, 1968. 5 – 221.

*Weiss, Richard*: Das Alpwesen Graubündens. Erlenbach-Zürich 1941.

*Weiss, Richard*: Volkskunde der Schweiz. Erlenbach-Zürich 1946.

### *Zonen der Ernährung*

Bis Mitte des 20. Jahrhunderts ließen sich auch in der Ernährungsweise unterschiedliche Zonen ausmachen. Die Eßgewohnheiten vor allem der bäuerlichen Bevölkerung, aber auch der Arbeiterbevölkerung, die in der Schweiz eng mit der bäuerlichen Herkunft verbunden blieb, deckten sich mit den früheren landwirtschaftlichen Anbaugebieten. Das läßt sich besonders deutlich bei den Frühstücksspeisen aufzeigen, zumal diese durch den Atlas der schweizerischen Volkskunde, der den Zustand der Jahre 1937 bis 1942 erfaßt, gut dokumentiert sind. Ein Blick auf die Karten der *Frühstücksgewohnheiten* (Karten I, 7 und 8) zeigt deutlich den Sachverhalt: Ein Längsschnitt trennt die Schweiz in ein nördliches Gebiet mit Bratkartoffeln und ein südliches mit Maisspeisen als wichtigsten Frühstücksgerichten. Dazwischen liegen einige Zonen des Übergangs, wo sich die beiden Eßge-

wohnheiten mischen oder wo andere Frühstücksspeisen üblich sind. Im Westen, Osten und auch im äußersten Süden sind zudem Regionen von unterschiedlicher Ausdehnung auszumachen, in denen keiner der beiden Frühstückstypen anzutreffen war. Dabei deckt sich die Grenzlinie der Verbreitzungszone nicht einfach mit der nordalpinen Gebirgsscheide. Die Interferenzen sind vielfach, wobei die Maiszone häufiger über den Alpenkamm nach Norden ausgreift als die Kartoffelzone nach Süden. Im Osten reicht die Maiszone am weitesten nach Norden. Das hat historische und klimatische Gründe: Wichtige Paßstraßen, Handelswege, wie die Gotthardroute, bewirkten einen interkulturellen Austausch; im St. Galler Rheintal ermöglichte ein warmer Südwind, der Föhn, den Anbau von Speisemais und sein Reifen im Herbst, und zudem bestand hier auch ein enger kultureller Zusammenhang mit dem benachbarten Österreich, das Maisgerichte als Frühstücksspeise kannte (Karte 1).

Im Westen, in der französischen Schweiz, fällt ein anderes Phänomen auf: Die Kartoffelzone endet ziemlich schroff; offenbar haben sich dort andere Frühstücksspeisen entweder gehalten oder bereits eingebürgert. Tatsächlich übernahm die französische Schweiz schon früh nach dem Vorbild der französischen Städte das Café complet.

Die Übergangszonen zum alpinen Kerngebiet nehmen um 1940 eine Sonderstellung ein. Hier waren Milchkaffee, Brot und Zutaten als Frühstücksspeise üblich, eine Gewohnheit, die damals für die Ernährung der städtischen Bevölkerung typisch war. Aber während dieses Frühstück in den Städten neueren Datums war, handelte es sich in den alpinen Gebieten um eine Reliktform einer früheren reinen Milchmahrung.

So läßt sich aus dem Erscheinungsbild eine Entwicklung ablesen: Durch die damaligen Verbreitzungsgebiete des Mais- und Kartoffel-Frühstücks drückt *ein älteres Muster* durch. Es sind die drei Hauptzonen der Ernährung, wie sie in der Schweiz bis zum 18. Jahrhundert, bis zur Zeit des großen Umbruchs in der Landwirtschaft, bestanden: das Mittelland als typisches Agrargebiet mit Körnerbrei als Frühstücksspeise (einer Vorform des Brots), nämlich Hafer-, Mehlbrei oder Mehlsuppe. Dann das nordalpine Hirtenland mit Milch und Milchprodukten, Butter, Zieger oder Käse. Als drittes die inner- und südalpine Zone mit ihrer Mischung von altalpiner Agrar- und Viehwirtschaft. Dort haben wir keine reine Hirtennahrung; neben Milchspeisen ernährt sich die Bevölkerung auch mit Körnerbrei, vielfach aus Hirse; aber man ißt auch Mehlsuppe, Mehlspeisen. Der große Umschwung bahnte sich im 19. Jahrhundert an: Die Kartoffeln verbreiteten sich im Mittelland und in den Voralpen. Diesem Vorgang verschlossen sich die alpinen Täler; dort dominierten bereits südliche Einflüsse, geprägt auch durch die Beziehungen mit Italien als wichtigem Bestimmungsort der Käseexporte. So änderte sich eine ursprünglich auf den örtlichen Ressourcen basierende Ernährung durch den allgemeinen wirtschaftlichen Wandel, vor

allem auch durch die Ausweitung und Verbesserung der Verkehrsbedingungen.

*Heute ist die Situation eindeutig:* Das Frühstück mit Kaffee, Brot, Butter und Konfitüre hat sich längst landesweit durchgesetzt. Zwei Faktoren waren dabei maßgebend: Einerseits die Tatsache, daß die Bevölkerung sich immer mehr von der ursprünglich bäuerlich geprägten Lebensweise entfernte, dann aber auch der Umstand, daß gerade in Arbeiterkreisen das zeitsparende Kaffeefrühstück beliebt wurde, wobei man beim Kaffee zusätzlich die belebende Wirkung schätzte. Im übrigen haben sich unter dem Einfluß schweizerischer Ernährungsreformer (wie etwa Dr. Maximilian Oskar Bircher-Benner, 1867 – 1939, Zürich) sowie amerikanischer und skandinavischer Eßgewohnheiten neue Frühstücksspeisen eingebürgert: Flocken und Früchte in bunter Menge, eine Art Mini-Brunch; ernährungsreformerische Überlegungen sind zum Modetrend geworden.

Generell ist die *Ernährung der Schweizer pluralistisch* geworden; auch läßt sie sich nicht mehr schicht- oder regionalspezifisch festlegen. Viele Gerichte und Eßgewohnheiten wurden von Immigranten-Subkulturen übernommen und meist auch adaptiert (wie etwa die Pizza der Neapolitaner), ein Prozeß, der im übrigen nicht erst in unserer Zeit zu beobachten ist. Zu denken ist etwa an die Einführung der Teigwaren, der Spaghetti usw., in früherer Zeit. Der Auslandstourismus der Schweizer bis hin in ferne Länder hat die Ernährung ebenfalls beeinflußt. So sind Speisen in der Schweiz heimisch geworden, die noch vor dreißig, vierzig Jahren unbekannt waren. Viele Optionen stehen täglich offen, vom „fast food“, dem auch in der Schweiz, vor allem bei Jugendlichen beliebten Hamburger, bis zur kulinarisch ausgeklügelten festlichen Mahlzeit. Beide Pole bestimmen die mögliche Bandbreite für das gleiche Individuum. Je nach Tag und Stunde und nach gesellschaftlicher Situation wird das eine oder das andere gewählt. Daneben sind Fertiggerichte und Tiefkühlprodukte zum unverzichtbaren Bestandteil der Ernährung geworden. Während noch um 1945 nur ein Bruchteil der Schweizer Haushalte einen Kühlschrank besaß, gehört er heute mit der Kühltruhe zur obligaten Ausstattung. Alte Konservierungstechniken, wie das Sterilisieren oder das Eingraben in Sand und Erde, sind vergessen; damit wurde auch der alte, geräumige Keller überflüssig. Eine publizitätsmächtige Lebensmittelindustrie, heute weitgehend in supranationalen Konzernen zusammengefaßt, nimmt den Hausfrauen diese Sorge ab und beliefert die Regale der Verkaufsgeschäfte mit Dauer-Produkten in unübersehbarer Fülle. Das alles hat zu einer landesweiten Nivellierung der Ernährung geführt, in gewisser Hinsicht auch zum Verlust eines Teils der regionalen Identität. Dafür wurden Lokalspeisen, die man früher nur in bestimmten Gegenden kannte, zu nationalen Standardgerichten, wobei sie vielfach ihren alltäglichen Charakter verloren und zu Festspeisen wurden; hier ist vor allem das Fondue, ursprünglich eine Käsespeise der Alpirten in der Westschweiz, zu nennen.

Eine Gegenbewegung ist längst im Gang: Sie richtet sich gegen die Verindustrialisierung der Nahrung, die auf chemische Zusätze nicht verzichten kann. Es sind Kreise, die sich für den biologischen Landbau einsetzen, für eine naturnahe Landwirtschaft, gegen Tierfabriken und neuerdings gegen Genmanipulation. Auch die Hors-Sol-Produktion wird mit steigendem Mißtrauen verfolgt. Obwohl es sich um klare Minderheiten handelt, darf die Langzeitwirkung ihrer Bestrebungen nicht unterschätzt werden. Das belegt allein schon die Tatsache, daß die Nahrungsmittel-Großverteiler viele frühere Postulate (wie etwa den Kampf gegen den nicht abbaubaren Verpackungsmüll) bei den Kundensortimenten zunehmend berücksichtigen.

Schweiz. Atlas für Volkskunde. Karten I 7,8. Basel 1951.

Hugger, Paul: Les nourritures traditionnelles, in: Encyclopédie illustrée du Pays de Vaud. Vol. XI. La vie quotidienne II. Lausanne 1984. 129 – 151.

Identité alimentaire et altérité culturelle. Actes du colloque de Neuchâtel 12, 13 novembre 1984. Neuchâtel 1985.

Mattmüller, Markus: Bevölkerungsgeschichte der Schweiz. Teil I. Basel/Frankfurt 1987.

Schärer, Martin R.: Ernährung und Eßgewohnheiten, in: Handbuch der Schweiz. Volkskultur. Bd. I. Zürich 1992. 253 – 288.

### *Die bäuerlichen Hauslandschaften*

Auch die traditionellen bäuerlichen Hausformen folgen den strukturellen landschaftlichen Gegebenheiten und sind regionaltypisch gegliedert (Karte 2):

Im Nordwesten finden wir im *Jura* erste typische Hauslandschaften. Das Gebirge weist morphologisch zwei Hauptregionen auf, den Tafeljura im Norden, den Faltenjura im mittleren und südwestlichen Teil. Beide Regionen sind durch eigene Haustypen gekennzeichnet. Der *Tafeljura* weist ursprünglich geschlossene Dörfer auf; zu Einzelhof-Siedlungen kam es erst im 19. Jahrhundert. Seit dem 16. Jahrhundert wurden obrigkeitliche Bauvorschriften wirksam. Sie setzten das vorwiegend gemauerte Haus durch, das traufseitig zur Straße steht. Früher war der Ständerbau mit strohbedeckten Walmdächern verbreitet. Solche Häuser gehören mit ihren Ankerbaukonstruktionen zu einem größeren Verbreitungsgebiet, das vor allem den französischen Sundgau im benachbarten Elsaß umfaßt. In den Dörfern dominieren die Mittertenn- und Mitterstallhäuser.

Im *Hochjura* (Faltenjura), den langgezogene Gebirgsketten und tiefeingekehrte Täler kennzeichnen, finden sich vor allem Einzelhöfe; die Dörfer in den Tälern haben sich im 19. Jahrhundert zu eigentlichen Industriesiedlungen, hauptsächlich der Uhrenbranche, entwickelt. Auch hier sind die Häuser vorwiegend gemauert, trotz angestammtem Holzreichtum bei den

ausgedehnten Wäldern. Obrigkeitliche Vorschriften haben sich ebenfalls, vor allem im Bereich des ehemaligen Fürstbistums Basel, ausgewirkt und den ursprünglichen Holzbau verdrängt. Die Fürstbischöfe trachteten danach, sich möglichst viel Holz für ihre Verhüttungsanlagen im erzeichen Gebirge vorzubehalten; deshalb verwiesen sie die einheimische Bevölkerung auf die Nutzung der reichlich vorhandenen Steinbrüche. Die Hauseinteilung entspricht dem Vielzweckbau; die mitten im Gebäude liegenden großen Rauchküchen bedingen einen dreiraumtiefen Wohnteil.

Im *Mittelland*, dem fruchtbarsten Landwirtschaftsgebiet der Schweiz, hat sich im Lauf der Zeit der Vielzweckbau herausgebildet, der Wohn- und Wirtschaftsteil in einem Gebäude vereint. Der Wohnteil ist meist zweiraumtief angelegt; der Wirtschaftsteil fügt sich daran mit Scheune, Ställen, Dreschteme und Geräteraum. Die Häuser sind quergeteilt. Besonders typisch ist das sogenannte Hochstudhaus, mit seinem großen, früher oft strohbedeckten Walmdach. Imposante Firstständer, die wie Säulen wirken, tragen den Dachfirst. Nordöstlich und südwestlich schließen sich an die Zone der ‚Hochstudhäuser‘ Bauten mit zwei und mehr Ständerreihen an. In der *Westschweiz* wurde dieser Mehrständerbau, vermutlich aufgrund städtischer Vorbilder, mit Außenmauern versehen. In der *Nordostschweiz* entwickelte sich seit dem 17. Jahrhundert der Fachwerkbau, wohl aus der Notwendigkeit heraus, Holz zu sparen. Dabei wirkten die Bürgerhäuser süddeutscher Städte als Vorbild. Die Gefache wurden ursprünglich mit einem Flechtwerk verschlossen, das man mit Lehm verstrich. Später unterteilte man sie immer häufiger mit dekorativen Riegeln.

Die Hauslandschaft der *Alpen und Voralpen* ist formenreich, gemäß der reichen Kammerung dieses Gebiets. Wir treffen sowohl Blockbau wie Steinbau an. Der ursprüngliche Mehrhausbau, bei dem Wohnen und Wirtschaften auf mehrere unabhängige Bauten verteilt sind, ist vor allem im Voralpengebiet einem Vielzweckbau gewichen. In der Schweiz kennt man den Blockbau seit der Bronzezeit; noch älter ist allerdings der Pfosten- und Ständerbau. Die Dächer der alpinen Häuser, Speicher und Ställe sind herkömmlicherweise mit Schindeln, Schiefer- oder Steinplatten bedeckt (heute oft mit Ziegeln oder Blech). Infolge zunehmendem Raumbedarf wurden sie in den letzten Jahrhunderten immer steiler gebaut. Die Raumanordnung ist horizontal. Der Küchenteil ist gemauert, Stuben und Kammern sind gezimmert. Im *Wallis* haben sich Häuser mit mehreren Wohngeschossen entwickelt. Sie waren notwendig, damit man den knappen Siedlungsraum für eine wachsende Bevölkerung optimal nutzen konnte. Dabei besteht seit dem Ende des Mittelalters ein Stockwerkeigentum, das sich in der übrigen Schweiz erst seit dem Zweiten Weltkrieg allmählich durchgesetzt hat. Das *Engadin* besitzt besonders repräsentative Hausbauten. Sie belegen den Wohlstand früherer Jahrhunderte, der auf den intensiven Handelsbeziehungen mit Oberitalien beruhte. Die Häuser, nicht selten mit Sgraffitis ge-

schmückt, sind gemauert, enthalten aber noch Partien in Holz, vor allem die Stube und den Heustall.

Die *südlichen Alpentäler* kennen den Steinbau. Das Sopraceneri, das nördlich des Monte Ceneri gelegene Gebiet des Tessin, charakterisieren mit Gneisplatten bedeckte Häuser. Sie weisen eine vertikale Raumanordnung auf; die hohen, oft fast turmartig wirkenden Gebäude wirken archaisch-herb. Südlich des Monte Ceneri hat die Schweiz Anteil an der Hauslandschaft der Lombardei mit ihren drei- oder vierseitigen Hofgruppen, deren Innenhöfe Laubengänge aufweisen.

So ist der ländliche Hausbau in der Schweiz vielgestaltig. Er prägt heute noch die Siedlungslandschaften in eigenwilliger und unverwechselbarer Art. Eindrücklich bleibt für den heutigen Beobachter, wie ausgeklügelt sich die früheren Bauten den klimatischen und ökologischen Gegebenheiten der Landschaft anpaßten. Das *Schweizerische Freilichtmuseum Ballenberg*, 1978 hoch über dem Brienzensee eröffnet, dokumentiert diese Vielfalt mit ausgewählten Beispielen. Auch wenn die Urbanisierung und Zersiedelung weite Teile des Mittellands und die Alpentäler erreicht hat, hat sich die traditionelle bäuerliche Hauslandschaft doch als prägendes Element erhalten, zumal die bäuerlichen Bewohner des Mittellandes und der alpinen Täler dem Blumenschmuck eine große Bedeutung beimessen. An diesem geschlossenen Erscheinungsbild ändern auch die Neukonzeptionen wenig, welche die kantonalen Landwirtschaftsämter in neuerer Zeit für den Bau von Aussiedlerhöfen entwickelt haben. Sie wirken in ihrer nüchternen Funktionalität und in der regionalen Beliebtheit monoton und unterscheiden sich im Wohnteil kaum von städtischen Bauten.

Die Bauernhäuser werden in der Schweiz vorbildlich erfaßt und erforscht. Seit 1945 besteht eine „*Aktion Bauernhausforschung in der Schweiz*“, die den Bestand, nach Kantonen geordnet, registriert und erforscht. Dabei hat sich im Laufe der Jahre der Blick vom Einzelobjekt auf eine ganzheitliche Siedlungsbetrachtung geweitet. Auf Grund der so erarbeiteten Materialien gibt die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde mit Sitz in Basel eine Publikationsreihe „Die Bauernhäuser der Schweiz“ heraus, auch sie nach Kantonen geordnet. Bisher sind vierzehn Bände erschienen.

Volkskundlich wenig erfaßt sind dagegen die Wohnbauten der andern Bevölkerungsschichten, z.B. der *bürgerlichen* und *städtischen* Mittelschichten, sofern es sich nicht um Prachtbauten handelt, und der *Arbeiter*. Die Schweizerische Gesellschaft für Kunstgeschichte gibt zwar seit Jahren eine umfassende, textlich dichte Reihe heraus, unter dem Titel „Kunstdenkmäler der Schweiz“, auch sie nach Kantonen gegliedert und auf 85 (1993) Bände angewachsen; aber diese Publikationen erfassen vor allem künstlerisch bedeutende Bauten und ihre Ausstattung, wie Kirchen, Klöster, Rathhäuser, stolze Bürgerhäuser usw. Die bescheideneren Objekte, das alltägliche Wohnen der breiten Schichten wurde kaum erforscht. Erst in neuerer Zeit gibt es

in der Schweiz Erhebungen über Arbeitersiedlungen und Industriebauten, also im Bereich der Industriearchäologie (Schweiz. Vereinigung f. Technikgeschichte, gegr. 1983). Noch fehlt in der Schweiz eine systematische Erforschung der Klein- und Flurdenkmäler, und es wurde kaum über die Tiefenstruktur von Siedlungslandschaften und deren „mental map“ nachgedacht.

Einige Ergebnisse dieser Forschungen, seien hier kurz erwähnt: In der Zeit der *Frühindustrialisierung* wurde es in den wichtigsten Heimarbeiteregionen der Schweiz, z.B. im Zürcher Oberland und im Baselbiet, notwendig, zusätzliche Arbeitsräume in das ursprünglich rein bäuerliche Wohnhaus einzufügen. Man gewann sie durch weitergehende Unterteilungen oder Anbauten, durch Ausbau des Kellers etwa zum Webkeller (Atelierhaus für Uhrenmacher im Jura, Webhäuser in der Ostschweiz usw.). Waren so Wohn- und Arbeitsort noch unter einem Dach vereinigt, brachte der *Fabrikbau* im 19. Jahrhundert den Übergang zu getrennten Arbeits- und Wohnstätten. Eine Frühform waren die Manufakturen, wie sie schon vereinzelt im 18. Jahrhundert bestanden. Zunächst kümmerten sich die Industriellen kaum um die Wohngelegenheiten und Wohnbedingungen ihrer Arbeiter. Erst ein zunehmender Arbeitskräftemangel, auch ein sich international entwickelndes philanthropisches Gedankengut brachten die Fabrikanten dazu, für ihre Arbeiter besondere Siedlungen anzulegen. Dabei diente die *Cité ouvrière* von Mühlhausen z.B. für die Rietersiedlung als Vorbild, die Heinrich Rieter ab 1865 in Winterthur-Töss errichtete. Nach 1870 entstanden in der Schweiz zahlreiche *Arbeitersiedlungen*, die aber im Vergleich mit ausländischen Beispielen klein wirken. Die Arbeitereinfamilienhäuser in Zürich z.B. betragen in der Zwischenkriegszeit nur 0,5% gemessen am gesamten Wohnungsanteil. Solche Siedlungen wurden durch die Schuhfabrik Bally in Schönenwerd errichtet (1870), durch die Papierfabrik Biberist-Solothurn ab 1889, durch die Schokoladenfabrik Suchard ab 1878 in Neuenburg/Serrières. 1911 noch baute die Glashütte Saint-Prex in der Waadt Miethäuser für ihre Glasbläser. In ähnlicher Weise waren auch die Maschinenindustriellen tätig; so besaß die Firma Von Roll mit Sitz in Gerlafingen um 1900 an verschiedenen Produktionsstätten über 500 Wohnungen und Wohnhäuser für Arbeiter und Angestellte. Diese Produktionsstätten stellten integrierte Siedlungen dar, die Werkanlagen, Verwaltungsgebäude, Kantinen und Wohnhäuser umfaßten, manchmal ergänzt durch eigene Schulbauten.

In den Städten kam es nach 1870 zum Bau von *Mietkasernen*, die eine viel größere Ausnutzung des Bodens und damit eine bessere Rendite ermöglichten. Hier waren vor allem kleine Bauunternehmer mit spekulativen Interessen aktiv. Da die Mobilität der Arbeiter noch klein war, waren diese auf fabriksnahe Wohnmöglichkeiten angewiesen. Als Reaktion gegen das frühe Spekulantentum engagierten sich viele Unternehmer im sozialen Wohnungsbau; damit sollte vermieden werden, daß die Arbeiter durch zu hohe

Mietzinsen belastet würden, was die Lohnkosten in den Fabriken beeinflusste. Nicht zuletzt stand dahinter auch die Absicht, dem Betrieb eine Stammebelegschaft von tüchtigen Facharbeitern zu sichern.

Erst nach dem Ersten Weltkrieg waren die Selbsthilfeorganisationen der Arbeiter finanziell so erstarbt, daß sie an den *genossenschaftlichen Wohnungsbau* denken konnten. Dabei wurden sie durch die öffentliche Hand in jenen Städten unterstützt, deren politische Gremien eine Linksmehrheit aufwiesen, wie etwa Zürich. Die genossenschaftlichen Siedlungen boten den Arbeitern fortschrittliche Wohnmöglichkeiten, die meist gut besonnen und mit entsprechenden Grünflächen ausgestattet waren. Vorschriften untersagten den Bewohnern gewisse Gewohnheiten, welche traditionellerweise die Mietzinsbelastung senkten: etwa die Aufnahme von Schlafgängern, die Weitergabe von Zimmern an Untermieter. Typische Beispiele solcher Genossenschaftssiedlungen sind das Hirzbrunnenquartier in Basel und der Birkenhof für den kommunalen Wohnungsbau in Zürich, beide in den späten zwanziger Jahren errichtet.

Noch immer träumen viele Schweizer vom eigenen Einfamilienhaus, möge es auch noch so klein sein. Dieser Traum ist aber angesichts der hohen Grundstückpreise und der Bodenknappheit vor allem in Agglomerationsgebieten für viele unrealistisch geworden. Seit den sechziger Jahren hat sich – zuerst nur zögernd – die Idee des Stockwerkeigentums durchgesetzt. Die meisten Schweizer wohnen aber in *Miete*, was jeweils in Zeiten steigender Hypothekensätze, die meist unverzüglich auf die Mietpreise überwälzt werden, für eine gewisse soziale Unruhe sorgt. Die modernen Mietwohnungen der mittleren Komfortsstufe weisen relativ knappe Grundflächen auf, kompensieren diesen Nachteil aber mit einer aufwendigen Ausstattung von Küche und Bad.

1990 wiesen die bewohnten Wohnungen landesweit eine Durchschnittsfläche von 91 m<sup>2</sup> auf, wobei auf den Bewohner 39 m<sup>2</sup> entfielen. 9,8% der Wohnungen waren Stockwerkeigentum. Im internationalen Vergleich sind die Schweizer ein Volk der Mieter, eine erstaunliche Tatsache angesichts der demokratischen Traditionen dieses Landes. Etwas über 30% der Wohnungen waren 1980/81 Eigentum der Bewohner. Die Schweiz rangierte noch 1980 ziemlich auf dem letzten Platz der europäischen Nationen hinter der BRD, Schweden, Frankreich (mit über 50%), Ungarn und Bulgarien (mit über 70%).

Stat. Jb. der Schweiz 1989. Zürich 1988. 84ff; 1993. Zürich 1992.

*Barbey, Gilles*: Wohnungsbau und häusliche Kultur in der Westschweiz (1850 – 1980), in: Hdb. d. Schweiz. Volkskultur I. 393 – 415.

*Barblan, Marc, Hans-Peter Bärtschi, Marc Emery et al*: Il était une fois l'industrie. Zurich-Suisse Romande. Paysages retravaillés. Genève 1985.

*Bärtschi, Hans-Peter*: Wohnungsbau und Industrialisierung – Vom Volk der Bauern und Handwerker zum Volk der Handwerker und Mieter, in: Hdb. d. Schweiz. Volkskultur I. 377 – 392.

- Gschwend, Max*: Schweizer Bauernhäuser. Material, Konstruktion und Einteilung. Schweizer Heimatbücher 144 – 147. Bern 1971; ders.: Bauernhäuser der Schweiz. Basel 1988.  
*Steinmann, Martin*: Arbeiterdörfer, in: Unsere Kunstdenkmäler. Bern 1982. 463 – 474.  
*Weiss, Richard*: Häuser und Landschaften der Schweiz. Erlenbach/Zürich/Stuttgart 1959.

### Sprachgrenzen – Sprachregionen

1990 stellte sich die sprachliche Situation in der Schweizer Wohnbevölkerung statistisch folgendermaßen dar:

	Deutsch	Französisch	Italienisch	Rätoromanisch	Andere
Schweizer	73,4%	20,5%	4,1%	0,7%	1,3%
Ausländer	19,6%	13,3%	23,7%	0,1%	43,3%

(Quelle: Bundesamt f. Statistik. Pressemitteilung 16. Mai 1993.)

Die erste Zahlenreihe zeigt die Anteile der traditionellen Sprachgruppen. Um aber das Gewicht der Sprachgruppen innerhalb der Wohnbevölkerung richtig zu ermessen, müssen die Ausländer miteinbezogen werden. Dabei ergibt sich z.B., daß der Anteil des Italienischen als Hauptsprache durch die Immigration bis 1980 wuchs, seither aber infolge der verstärkten Zuwanderung aus anderssprachlichen Ländern wieder abgenommen hat. 1990 sind die Nicht-Landessprachen erstmals zahlreicher als das Italienische (insgesamt 8,9% gegen 7,6%; davon 1,9% slavische Sprachen, 1,7% Spanisch, 1,4% Portugiesisch, 0,9% Türkisch etc.)

Vier große Sprachregionen haben der schweizerischen Volkskultur ihren Stempel aufgedrückt, und sie prägen sie heute noch: die deutschsprachige als zahlenmäßig bedeutendste, die französische, die italienische und die in ihrer Existenz bedrängte rätoromanische (Karte 3). Durch sie hat die Schweiz, außer bei der Rätoromanie, teil an größeren Sprachkulturen, blickt sie über die Grenzen hinaus in bedeutende Kulturnationen Europas. Darin liegt auch ein zentrifugales Element. Zugleich bestehen aber in den Sprachregionen Reflexe der Abwehr gegen eine zu starke Vereinnahmung von außen, durch größere gleichsprachliche Kulturen. Am ausgeprägtesten wirkt dieser Reflex in der *deutschen* Schweiz, vor allem seit der Zeit des Nationalsozialismus (1933 – 1945). Er hat unter anderem auch zu einer neuen Blüte der Dialekte beigetragen. Der Deutschschweizer legt Wert darauf, mit seinesgleichen Mundart zu sprechen – eine Verwendung des Hochdeutschen wäre dabei undenkbar –, und er hat ein höchst sensibles Gehör für eine sich anbietende dialektale Sprechweise von integrierten Deutschen, die versu-

chen, Schweizer Mundart zu reden. Die „Dialektwelle“ schlägt sich auch in den Medien Radio und Fernsehen nieder, wo in vielen Sendungen Mundart gesprochen und damit eine Verständigung über die Sprachgrenzen hinaus erschwert wird, was Vertreter anderssprachiger Regionen immer wieder kritisieren.

Grundsätzlich zerfallen die Mundarten der deutschen Schweiz in zwei Hälften durch die sogenannte Pluralgrenze, die mitten durch den Kanton Aargau von Norden nach Süden verläuft (z.B. östlich „mr händ“, westlich „mr hei“, für „wir haben“). Die sprachliche Situation ist auch sonst heute durch deutliche Polarisierungen gekennzeichnet. Die ursprüngliche Vielfalt, wonach jede Region, oft jedes größere Dorf den eigenen Dialekt sprach, nivelliert sich zunehmend zugunsten einiger „Regiolekte“: wie das Ostschweizerische, das Zürichdeutsch, das bernische, baslerische, urschweizerische Idiom, das Walliserdeutsch. Zu dominanter Bedeutung haben es dabei das beliebte Berndeutsch, das als „heimelig“, bodenständig empfunden wird, und das weniger beliebte Zürichdeutsch gebracht, das allerdings von einer Sprachgemeinschaft getragen wird, der rund ein Viertel der Einwohner der deutschen Schweiz angehören. Wenig geliebt, weil hinter diesem Idiom die Dominanz des Wirtschaftsraums Zürich aufscheint, die Gefahr auch eines kulturellen Zentralismus. So ist die Deutschschweizer Dialektlandschaft durchaus nicht einheitlich, sondern noch immer polarisiert, durchströmt von Sympathien und Antipathien, die via Dialekte zur Bildung von Stereotypen bei den verschiedenen Kantonseinwohnern beitragen.

Auch in der *französischen* Schweiz legt man Wert auf kulturelle Eigenständigkeit und grenzt sich gegen das hegemoniale Frankreich ab, obwohl man Paris und seine kulturelle Brillanz bewundert. Während Berlin als ehemalige deutsche Hauptstadt seine kulturelle Führungsrolle (die es im übrigen mit München teilen mußte) bei der deutschsprachigen Schweizer Elite längst verloren hat, ist der Vorrang von Paris ungebrochen. Aber in der Westschweiz wird das Autochthone ebenso gepflegt. Gerade in der Populärliteratur zeigt sich die Tendenz, den Eigenwert, das Besondere zu betonen, exogene Einflüsse als gefährlich und unheilvoll darzustellen. Diese moralisierende Grundhaltung findet sich schon beim bedeutendsten Westschweizer Volksschriftsteller des 19. Jahrhunderts, dem Waadtländer Urbain Olivier (1810 – 1888), der selbst Bauer war. Die Autoren dieser Volksliteratur rekrutierten sich sonst meist aus der Schicht der Lehrer, Pfarrer oder Priester. Auch gebildete Frauen, die keinen eigentlichen Beruf ausübten, griffen zur Feder. Seit 1950 stießen vermehrt Journalisten dazu. Waren noch im 19. Jahrhundert die Kalender, vor allem der „Almanach du messenger boîteux de Berne et de Vevey“, die Publikationsgefäße solcher Erzählungen, werden die Texte der Autoren nach der Jahrhundertwende vermehrt in Buchform publiziert. Die Westschweiz kennt seit dieser Zeit die ersten Taschenbuchreihen, z.B. „Le roman romand“, 1910 von Payot begründet. Während

bis heute der „roman populaire“ die Idylle pflegt, die Bindung an die Scholle, und einen weltgeschichtlichen Horizont und auch soziale Fragen weitgehend ausklammert, so hat sich die „littérature consacrée“, die sich nach ästhetischen Gesichtspunkten richtende, gehobene Literatur, in letzter Zeit aus dem engen Betrachtungshorizont befreit und stärker einem internationalen kritischen Diskurs geöffnet.

Die französische Schweiz reagiert auf wirkliche oder vermeintliche Hegemonialtendenzen der deutschsprachigen Miteidgenossen weit empfindlicher als die italienische Schweiz. Gerade die Intellektuellen weisen immer wieder auf den berühmt-berüchtigten „Röschtigraben“ hin, so benannt nach der Rösti, den geraffelten Bratkartoffeln als beliebtem Gericht der bäuerlichen Deutschschweizer, ein Graben, der im Alltag der breiten Schichten weit weniger besteht, als im Wunschdenken an Revindikationen interessierter Eliten. Immerhin haben wichtige nationale Abstimmungen zu „Schicksalsfragen“ der Schweiz gewisse unterschiedliche Tendenzen aufgezeigt, vor allem bei der Frage des Beitritts zum EWR-Vertrag (6. Dezember 1992), wo die französische Schweiz mehrheitlich Ja sagte, die deutsche und die italienische Schweiz aber verwarfen. Bei den beiden letztgenannten Sprachgemeinschaften mag dabei die Erfahrung mit den faschistischen Diktaturen und der entsprechenden Bedrohung in den dreißiger und vierziger Jahren nachgewirkt haben.

Die *italienische Südschweiz* unterliegt in starkem Maße einer Germanisierung, einerseits durch die zahlreichen Deutschen, die seit dem Zweiten Weltkrieg den sonnigen Tessin zu ihrem Dauerwohnsitz erkoren haben, andererseits – und dies weit mehr – durch die vielen Deutschschweizer, die hier wohnen, sei es dauernd als Rentner oder zeitweise als Besitzer einer Zweitwohnung. Dabei erwies sich die Tessiner Bevölkerung lange als besonders tolerant, ja fast indifferent gegenüber diesen wohlhabenden „Immigranten“ aus dem Norden. Deutlich grenzte man sich nur gegen Italien ab, wobei der Irredentismus aus der Zeit des italienischen Faschismus als Belastung nachwirkte.

Die Notwendigkeit, sich numerisch und wirtschaftlich stärkeren Nachbarn anzupassen, hat im Tessin wie generell in der Südschweiz zu einer besonderen Sprachsituation geführt, die sich als Bilinguismus (Dialekt und Italienisch als alltägliche Umgangssprachen) äußert. Der Dialekt mit seiner vielfältigen regionalen Ausprägung ist aber unter Druck geraten. Lange Zeit galt er einer intellektuellen und wirtschaftlichen Elite als minderwertig, als bäurisch. Nicht selten ahndeten Lehrer seinen Gebrauch in der Schule mit Schandstrafen (ähnlich wie das in der französischen Schweiz im letzten Jahrhundert z.B. durch die „Eselskappe“ geschah). Gegenwärtig bemüht man sich, den Dialekt als Alltagssprache zu erhalten und ihn vom Makel des Minderwertigen zu befreien. Aber das Italienische wird als Umgangssprache immer wichtiger. Dabei hat sich ein Tessiner-Regionalitalienisch her-

ausgebildet, das hauptsächlich mündlich, aber zum Teil auch schriftlich gebraucht wird. Es hat Elemente des Dialektalen und des Schweizerdeutschen aufgenommen.

Lange Zeit bemühten sich Verwaltung und Politik um einen Purismus im Sprachgebrauch. Das Ergebnis ist eine vielschichtige Sprachsituation, die sich in der Administration, der Politik, den Zeitungen, im Fernsehen usw. niederschlägt. Der Einfluß der Medien ist bedeutend, die Tessiner sind zeitungsfreundlich; besitzt doch der Kanton sieben Tageszeitungen, was gemessen an der Bevölkerungszahl (277.000) einmalig für die Schweiz ist. Sprachpädagogen stellen allerdings fest, daß das Italienische in weiten Kreisen nur ungenügend beherrscht wird, was sich u. a. durch den Umstand erklärt, daß der Tessiner, um später im Leben bestehen zu können, Deutsch, Englisch und auch Französisch lernen muß. Allerdings zeichnet sich heute ein Umschwung ab; das Phänomen der Selbstbescheidung, der Anpassung an die benachbarten Regionen der Schweiz und des Auslands hat in den letzten Jahren nachgelassen, das wirtschaftliche Erstarken der Südschweiz hat zu einem Selbstbewußtsein und zu einer Betonung der Italianità geführt. Man strebt vermehrt ein kulturelles Zusammengehen mit Italien an.

Gefährdet ist das *Rätoromanische* im Kanton Graubünden (das aus der Verschmelzung des Volkslateins der römischen Eroberer mit den rätischen Urdialekten entstand). Es ist anteilmäßig innerhalb von 80 Jahren von 35% auf 22% der lokalen Bevölkerung zurückgegangen, bedingt durch die Abwanderung der Bergbewohner in die Industrieregionen des schweizerischen Mittellands, vor allem nach Zürich, durch die Zuwanderung von Deutschschweizern und durch die Dominanz des Deutschen als Verständigungs- und Geschäftssprache generell. Zwar unternimmt die Eidgenossenschaft große Anstrengungen, um das Rätoromanische zu stützen, mit Subventionen, mit der Offizialisierung als vierter Landessprache 1938 im Vorfeld des Zweiten Weltkrieges. Seit einigen Jahren besteht eine einheitliche rätoromanische Schriftsprache; in Graubünden selbst werden fünf Hauptdialekte (Surselvisch, Vallader, Puter, Sumeirisch, Sutsilvan) und Dutzende von Dialekten des Rätoromanischen gesprochen.

Trotz der angestrebten und praktizierten Toleranz kennt die Schweiz sprachliche Minderheitenprobleme. Sie sind vor allem dort anzutreffen, wo mehrere Sprachgruppen im gleichen politischen Kleinterritorium zusammenleben. Dabei können auch sprachliche Gruppen in Minderheit geraten, die an sich landesweit der Mehrheit angehören. So schwelt im *Kanton Freiburg* seit Jahrzehnten ein Sprachenstreit. Als 1481 das Kerngebiet mit der Stadt Freiburg als erster zweisprachiger Stand zur Eidgenossenschaft kam, hielten sich die deutsche und die französische Bevölkerung noch im Gleichgewicht. Im Laufe der Jahrhunderte kamen aber immer mehr französischsprachige Gebiete dazu (z.B. die Gruyère), und das Französische erhielt auch durch den kulturellen und politischen Einfluß Frankreichs auf die

Führungsschichten im 18./19. Jahrhundert (Soldwesen) verstärktes Gewicht. Die Stadt selbst war in eine deutschsprachige Unterstadt, die vor allem von kleinen Gewerbetreibenden besiedelt war, und in eine französisch-sprechende Oberstadt mit der bürgerlichen und aristokratischen Oberschicht, geteilt. Sie hat sich im Laufe der letzten zweihundert Jahre deutlich romanisiert (1980 37.000 Einwohner: 59,3% Französisch, 27,4% Deutsch, 13,4% andere Sprachen). Die deutschsprachige Minderheit im Kanton Freiburg fühlt sich in vielen Bereichen benachteiligt. Nachdem längere Zeit eine gewisse Lethargie in dieser Frage herrschte, sind in den letzten Jahren in Deutschfreiburg mehrere Bewegungen entstanden, die energisch die effektive sprachliche Gleichberechtigung im öffentlichen Leben verlangen. (Stärkeverhältnis der Sprachgruppen im Kanton 1980: Französisch 65,5%, Deutsch 34,5%). 1990 wurde in einer Volksabstimmung das Deutsche zur gleichberechtigten Amtssprache erklärt.

Eine große Sorge bildet landesweit die abnehmende Bereitschaft der *Jugendlichen, eine zweite Landessprache zu erlernen*. Die Faszination des Englischen macht sich auch hier bemerkbar und führt nicht selten zur grotesken Situation, daß sich z.B. französisch- und deutschsprachige Schweizer untereinander auf Englisch verständigen. Durch die Beibehaltung einer zweiten Landessprache als erster Fremdsprache im Schulunterricht sucht man, dieser Tendenz entgegenzuwirken.

Noch immer besteht im sogenannten *Welschlandjahr* eine Institution, welche die interethnischen Kontakte verbessert. Zahlreiche junge Deutschschweizerinnen (in geringerer Zahl auch Burschen) schieben nach Schulabschluß vor dem Beginn einer Berufslehre noch einen Jahresaufenthalt in der französischen Schweiz ein. Ziel ist es, die französische Sprache besser zu erlernen, aber auch eine andersgeartete Lebensweise und Mentalität kennenzulernen. Das Welschlandjahr wird meist in einer Familie oder auf einem Betrieb im au pair-Verhältnis verbracht, zum Teil aber auch an besonderen Sprachinstituten. Das Welschlandjahr ist aber auch als lebensgeschichtliche Erfahrung wichtig. Es reicht unter wechselnden Formen weit zurück und war jahrhundertlang eine Gewohnheit adeliger und bürgerlicher Söhne und Töchter, wobei die Familien oft gegenseitig Kinder austauschten. Im Laufe der Zeit sank es schichtspezifisch und erlebte seine Blütezeit gegen Ende des 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

*Boschung, Peter*: Die freiburgische Sprachenfrage. Leidensgeschichte und Aufbruch einer Minderheit. Freiburg 1989.

*Catrina, Werner*: Die Rätoromanen zwischen Resignation und Aufbruch. Zürich/Schwäbisch Hall 1983.

*Francillon, Roger*: Die Entdeckung eines unbekanntes Kontinents: Die Volksliteratur in der Westschweiz (1850 – 1985), in: Hdb. d. schweiz. Volkskultur III, 1321 – 1329.

*Gyr, Ueli*: Lektion fürs Leben. Welschlandaufenthalte als traditionelle Bildungs-, Erziehungs- und Übergangsmuster. Zürich 1989.

*Hotzenköcherle, Rudolf* u.a. (Hg.): Sprachatlas der deutschen Schweiz. Bern 1962 ff.

- Lurati, Ottavio*: Dialecto e italiano regionale nella Svizzera italiana. Lugano 1976.  
*Pichard, Alain*: La Romandie n'existe pas. Lausanne 1978.  
*Pichard, Alain*: La Suisse dans tous ses états. Portraits des 26 cantons. Lausanne 1987.  
*Pidoux, Edmond*: Le langage des Romands. Lausanne 1984.  
*Ris, Roland*: Dialekte und Sprachbarrieren aus Schweizer Sicht, in: Dialekt als Sprachbarriere? Hg. von Hermann Bausinger. Tübingen 1973. 29 – 62.  
*Schlöpfer, Robert*: La Suisse aux quatre langues. Genève 1985.  
*Seiler, Daniel et René Knüsel*: Vous avez dit Suisse Romande? Lausanne 1989.  
*Windisch, Uli*: Les relations quotidiennes entre Romands et Suisses allemands. Les cantons bilingues de Fribourg et du Valais. 2 vol. Lausanne 1992.

### *Großräumige Einkommensdisparitäten*

Auch von der ökonomischen Situation, den Einkommensverhältnissen her, ist die Schweiz kein homogenes Gebiet, sondern sie zerfällt in unterschiedliche Regionen, in wirtschaftliche Zentren und mehr oder weniger benachteiligte Randgebiete, was immer wieder zu Spannungen führt. Das sogenannte „*Goldene Dreieck*“, gebildet von den Städten Zürich, Bern, Basel, umfaßt die wirtschaftlich stärkste Zone. Als Pendant, allerdings weniger dominant, wäre die Achse Genf – Lausanne zu erwähnen. Generell konzentriert sich das ökonomische Hauptgewicht im Mittelland, während die Berggebiete eher benachteiligt sind. Aber auch da gibt es Landschaften, die wirtschaftlich bedeutend besser dastehen als benachbarte Gebiete, Regionen vor allem mit starker touristischer Infrastruktur (Davos, St. Moritz, Montana-Vermla). Andere alpine Regionen – meist verkehrstechnisch abgelegen und ohne besondere touristische Attraktionen – können im schweizerischen Maßstab fast als Entwicklungsgebiete gelten. So etwa das Unterengadin, das von der Deutschschweiz aus leichter über den Arlberg und Nordtirol erreicht wird. Nicht immer aber war das Kräfteverhältnis so eindeutig: Lange Zeit brachten die alpine Viehzucht, die Käseherstellung und die entsprechenden Exporte vor allem den nordalpinen Regionen gute Einkünfte. Auch der Paßverkehr war für viele Gebirgstäler eine sichere Einkommensquelle. Davon zeugen die stattlichen Dörfer. Erst im 19. Jahrhundert verlagerten sich die Verhältnisse durch die starke Industrialisierung des Mittellandes so eindeutig. In neuester Zeit haben die unterschiedlichen Arbeitslosenquoten – ein in der Schweiz seit den dreißiger Jahren kaum mehr bekanntes Phänomen – zu Ungleichgewichten geführt: die Westschweiz ist davon weit stärker betroffen als die deutsche Schweiz.

Wenn wir tiefer in die Geschichte zurückgehen, so finden wir ein ausgeprägtes *Spannungsverhältnis Stadt-Land*: Vor der Reformation befanden sich die Landstände der alpinen Regionen (Uri, Schwyz, Unterwalden, Glarus, Zug und Appenzell) oft in Gegensatz zu den Städtorten Zürich, Bern, Luzern, später auch Freiburg, Solothurn, Basel und Schaffhausen. Das

konnte zu bürgerkriegsähnlichen Zuständen führen. Die Reformation hat diesen Stadt-Land Gegensatz mindestens in politischer Hinsicht dadurch stark relativiert, daß nicht alle Städte zum neuen Glauben übertraten.

Eine Reihe weiterer *subtiler Grenzverläufe* sind durch wirtschaftlich-rechtliche Strukturen bedingt. Bei den Steuerverhältnissen haben sich z.B. landesweit zwei Blöcke herausgebildet (die Steueransätze variieren in der Schweiz je nach Kanton und Gemeinde): eine östliche Hälfte mit wesentlich niedrigeren Ansätzen und eine westliche mit höheren Steuerfüßen. Die Fachleute führen dies auf die Vorreiterrolle des wirtschaftlich starken Zürichs zurück. Interessanterweise kommt bei dieser Grenze wieder eine alte Kulturscheide zum Tragen – *die sogenannte Brünig-Napf-Reuß-Linie* – die bei verschiedenen kulturellen Phänomenen die nördliche Schweiz in zwei Hälften trennte, jenseits der konfessionellen und sprachlichen Grenzen. Diese Kulturgrenze beruht auf alten kirchlichen (Bistumsgrenzen) und politischen Einflusssphären (Hochburgund, später der Stadtstaat Bern).

*Bassand, M. et F. Hainard: Dynamique socio-culturelle régionale. Lausanne 1985.*

*Bergier, J.-F.: Histoire économique de la Suisse. Lausanne 1984.*

*Meier-Dallach, Hans-Peter et al.: Zwischen Zentren und Hinterland. Diessenhofen 1982.*

*Schuler, M., M. Bopp et al.: Strukturatlas Schweiz. Zürich 1985.*

*Wittmann, M.: Die zweigeteilte Schweiz. Agglomerationen und wirtschaftliche Randgebiete. Bern 1976.*

### *Konfessionelle Grenzen und Gruppierungen*

Seit der Reformation standen sich während Jahrhunderten zwei große konfessionelle Lager gegenüber, die über klar umgrenzte Territorien verfügten: die römisch-katholischen Stammlande und die zum neuen Glauben übergetretenen reformierten Kantone oder Stände (Karte 4). Jeder eidgenössische Ort bestimmte seine konfessionelle Zugehörigkeit selbst, oft in einer demokratischen Ausmarchung aufgrund von Religionsgesprächen. So spaltete die Reformation die Schweiz in zwei gegensätzliche Lager, die zwar in einem losen Bund, der Eidgenossenschaft, zusammengefaßt blieben, oft notdürftig genug, die aber mehrmals die Waffen gegeneinander erhoben. 1523 brach Zürich unter dem Einfluß des Reformators Huldrych Zwingli mit dem Papsttum und dem herkömmlichen Verständnis von Sakramenten und Liturgie, wenig später folgten Bern (1528) und Basel (1529). Die Reformation erfaßte zunächst nur die deutsche Schweiz, und hier vor allem Stadtstaaten. Durch die Eroberung der Waadt (1536), das vorher zum Herzogtum Savoyen gehörte, breitete sich die Reformation unter bernischem Druck auch in der Westschweiz aus. Im gleichen Jahr schwor Genf (im

Abwehrkampf gegen Savoyen um seine Unabhängigkeit ringend) der Messe ab. Die Stadt wurde in der Folge unter der geistlich-autoritären Leitung Jean Calvins (1509 – 1564) zum Mittelpunkt eines universellen Protestantismus, als Gottesstaat, der auf der in der reformierten Schweiz erreichten Unabhängigkeit aufbaute, aber in der ideellen Konzeption weit darüber hinausführte. Die deutsche Schweiz hielt dagegen am Gedankengut Zwinglis fest.

Die konfessionellen Verhältnisse blieben bis ins 19. Jahrhundert hinein unverändert. 1847 kam es im *Sonderbundkrieg* nochmals zu einem Waffengang unter Schweizern, wobei der alte Gegensatz zwischen den eher ländlichen katholischen Kantonen (die sich zum Sonderbund unter Anlehnung an das katholische Österreich zusammengeschlossen hatten) und den wirtschaftlich progressiven, frühindustrialisierten, evangelischen Stadtkantonen ausbrach, die für einen starken, einheitlichen Bundesstaat eintraten. Die Niederlage der Sonderbündler öffnete den Weg zum modernen Staatsgebilde (1848). Der sogenannte Kulturkampf (1870 – 1873) erschütterte die Schweiz nochmals, allerdings mit unterschiedlicher Stärke. Vor allem im Bistum Basel und in Genf kam es zu heftigen Auseinandersetzungen. Es war der Kampf radikaler Kreise gegen einen ultra-montanen Katholizismus im Gefolge der Unfehlbarkeitserklärung des Papstes und des Führungsanspruchs Roms.

Noch um 1850 waren so die *konfessionellen Verhältnisse territorial eindeutig*: In das schweizerische Staatsgebiet legte sich ein „katholisches Kreuz“, dessen senkrechter Balken von der Aare-Rheinmündung über Luzern durch die Innerschweiz ins Tessin führte, mit einem Querbalken durch das Wallis und Teile von Graubünden. Daneben waren der Kanton Freiburg und der größte Teil des Kantons St. Gallen, der Berner Jura und Solothurn katholisch. Zwölf vorwiegend evangelischen Kantonen standen ebenso viele katholische gegenüber, wobei die evangelischen Stände demographisch und wirtschaftlich den katholischen Teil dominierten. Die Situation hat sich seither grundlegend durch die innere Mobilität, die Binnenwanderung, wie auch durch die Immigration aus dem romanischsprachigen Mittelmeerraum (Italiener, Spanier, Portugiesen) geändert. Die Binnenwanderung brachte einen Zuzug aus den katholischen Randregionen in die industrialisierten Zentren, vor allem nach Zürich, Basel, Genf. Sieben Kantonen mit mehrheitlich protestantischer Bevölkerung stehen 1980 vierzehn mit katholischem Übergewicht gegenüber, während fünf Kantone konfessionell gemischt sind. In Zahlen:

Konfessionen	Schweizer		Ausländer	
	1910	1980	1910	1980
Wohnbevölkerung	3,201.282	5,420.986	552.011	944.974
Protestanten	61,4%	50,4%	25,8%	9,8%
Katholiken	37,8%	43,6%	69,5%	70,4%
Christkatholiken		0,3%		0,1%
Israeliten	0,2%	0,2%	2,2%	0,6%
Andere	0,6%	5,5%	2,5%	19,1%

(Quelle: Stat. Jb. d. Schweiz 1989. 304.)

Das Verhältnis zwischen den großen Konfessionen ist heute durch einen starken Zug ins *Ökumenische* geprägt (gemeinsame Gottesdienste, wobei zunehmende Interkommunion allerdings durch die katholische Hierarchie untersagt wurde), durch Toleranz, auch wenn in Teilen der protestantischen Bevölkerung gerade bei der Frage neuer Bistümer (Genf, Zürich) alte Ängste vor einem allzu starkem Einfluß Roms wieder wach werden. 1989 hat eine Bischofsernennung in Chur, die Rom unter Umgehung verbrieftter Rechte des Domkapitels und einzelner Bistumsstände vornahm, schwere Spannungen vor allem bei den Katholiken des Kantons Zürich hervorgerufen, die letztlich zu einer de facto Nicht-Anerkennung des neuen, konservativen Oberhirten durch die kirchliche Basis führte. Die Patt-Situation soll durch die 1993 erfolgte Ernennung von zwei Weihbischöfen entspannt werden. Das demokratische Empfinden der Schweizer reagiert so mehr und mehr auch gegen autoritäre Strukturen amtskirchlicher Hierarchie.

Auch in der Schweiz hat die religiöse Praxis stark abgenommen; die markanten Rituale im Lebenslauf – Taufe, Trauung und Bestattung – bleiben allerdings weiterhin zentral.

Eine *nationale Befragung zur religiösen Einstellung (1988/89)*, die 1500 repräsentativ ausgewählte Personen christlicher Bekenntnisse erfaßte, erbrachte, daß 70,5% an die Göttlichkeit Jesu Christi glaubten und daß nur 10% klar mit Nein antworteten. Vielfach aber äußerte sich ein Synkretismus, der problemlos Vorstellungen asiatischer und christlicher Religionen vereint. So schlossen 32,8% der Leute, die an die Auferstehung in Christus glaubten, auch die Idee der Reinkarnation nicht aus. Nur ein Drittel aller Befragten lehnte sie völlig ab. Während so die Rationalität des positivistischen Fortschrittsglaubens offenbar die religiöse Grundhaltung der Schweizer nicht zu erschüttern vermochte, sind die wissenschaftlichen Errungenschaften ins Zwielficht geraten. Nur 35,8% der Befragten dachten, daß die Wissenschaften der Menschheit eine bessere Zukunft ermöglichten. In ihrer Grundhaltung ist so die Schweizer Bevölkerung noch durch christliche Glaubensvorstellungen geprägt, auch wenn die Kulte selbst weniger fre-

quentiert sind: Nur 17,4% wohnten – gemäß dieser Erhebung – ein- oder mehrmals in der Woche einem Gottesdienst bei, 50% der Schweizer allerdings beteten mindestens einmal pro Woche.

Die jahreszeitliche *Liturgie der katholischen Kirche* in der Schweiz war früher durch ein reiches Ritual und ein ebenso reiches parareligiöses Brauchtum gekennzeichnet. Vor allem der Osterfestkreis kannte vielfältige Formen: Flurumgänge vor Christi Himmelfahrt, Fronleichnamsprozessionen mit reich geschmückten Blumenaltären, Weißer Sonntag (Tag der Erstkommunion) mit festlich gekleideten Kindern usw. Auch die Weihnachtszeit und die Karwoche (mit der Prozession des Palmesels, dem Heiligen Grab und den Grabwachen in den Kirchen) wurden mit regional unterschiedlichen, eindrucklichen Brauchformen begangen. Durch das Zweite Vatikanische Konzil und durch die Einflüsse einer rationalisierten und technisierten Lebensweise, vor allem die gesteigerte Mobilität, verschwand vieles, so daß eine Zeitlang geklagt wurde, der katholische Kult habe sich in der neuen Nüchternheit stark der Wortliturgie des Protestantismus angenähert. Die Befürchtungen erwiesen sich als unbegründet. In kurzer Zeit entwickelten sich neue kultische Ausdrucksformen: Familiengottesdienste im Freien, ökumenische Gottesdienste, Einbezug von Folksongs, Tanz und andern künstlerischen Gestaltungsformen, liturgisches Spiel, Suppentage zugunsten der Dritten Welt usw. Manches wurde auch wiederbelebt; eine neue Freude am Festlichen zeigte sich. Auch auf protestantischer Seite sucht man nach expressiveren Formen, die dem liturgiearmen Gottesdienst mehr Farbe und Suggestivität verleihen sollten; brennende Kerzen werden nicht mehr als katholische oder pagane Symbole verstanden. Vorab auf den Friedhöfen sind sie an Allerheiligen und Weihnachten zu einem interkonfessionellen Symbol geworden. Grundsätzlich allerdings gilt, daß das Kirchenjahr nicht mehr jene konstitutive Bedeutung für Alltag und Fest hat, wie das seinerzeit vor allem für die Katholiken zutraf.

In der Schweiz besteht eine große Zahl von sogenannten *Sekten*, von Freikirchen vielseitiger Orientierungen. Diese „religiosité parallèle“ hat seit den sechziger Jahren einen besonderen Aufschwung genommen, wobei zahlenmäßig vor allem die westlich-esoterischen und die von der asiatischen Mystik beeinflussten Gruppierungen ins Gewicht fallen. Immer wieder entstehen neue Formen; die wenigsten haben dabei in der Schweiz ihren Ursprung, sondern stammen meist aus Indien oder den USA.

*Altermatt, Urs: Katholizismus und Moderne: Zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte der Schweizer Katholiken im 19. und 20. Jahrhundert. Zürich 1989.*

*Dubach, Alfred und R. J. Campiche: Jede(r) ein Sonderfall? Religion in der Schweiz. Zürich-Basel 1993.*

*Heim, Walter: Volksbrauch im Kirchenjahr heute. Basel 1983.*

*Mayer, Jean-François: Les sectes. Paris 1987.*

## *Binnenstaatlich-politische Grenzen: Die Kantone und ihre Eigenständigkeit*

Das aufgezeigte Geflecht vielseitiger Kulturgrenzen, die sich überlagern und kreuzen, wird noch verstärkt und verwirrt durch das territoriale Gefüge der 26 eidgenössischen Stände oder Kantone, eigentlichen Kleinstaaten, die im Bundesstaat konföderiert sind und an ihn wichtige Kompetenzen abgetreten haben. Die Kantone verfügen aber noch über eigene Verfassungen, eine eigene Rechtsprechung, eigene Schulsysteme, die Finanz- und Erziehungshoheit und eigene Polizeigewalt, dies alles allerdings im Rahmen des Bundesrechts. Das führt dazu, daß jeder Kanton im Prinzip eigene Schulbücher herausgibt – in den letzten Jahrzehnten wurden allerdings vermehrt interkantonale Lehrmittel verwendet – und daß, um ein eher pittoreskes Detail zu nennen, die Polizeibeamten in je unterschiedlichen Uniformen und Mützen auftreten. Jeder Kanton besitzt ein Parlament, eine Kantonsregierung, beide vom Volk gewählt, eigene Gerichte usw. In unserem Zusammenhang ist aber vor allem bedeutend, daß die Kantone gewachsene kulturelle Gebilde sind, mit einem besonderen Geschichtsbewußtsein, mit unverwechselbaren Traditionen, nicht nur im Bereich des Alltags und des Fests, sondern auch der staatlichen Repräsentation. So hat jeder Kanton *eigene Rituale* im politischen Leben entwickelt. Als Beispiel sei die feierliche Schwurszene der kantonalen Behörden in der Kathedrale Saint-Pierre in Genf erwähnt. In der gothischen Kirche, wo einst Calvin predigte, scharen sich alle vier Jahre Staatsräte, Parlamentarier, Richter usw. um die auf dem Altar in der Mitte liegende, offene Bibel, hören sich die Regierungserklärung des Staatsratspräsidenten an und leisten anschließend den Schwur auf die Verfassung. Ein feierlicher Ein- und Auszug durch die Gassen der Altstadt gehört zum Zeremoniell. So präsentiert sich die Obrigkeit des Kantons den Bürgern. Jeder Kanton handhabt die öffentliche Inszenierung obrigkeitlicher Würde und Autorität anders. Besonders eindrücklich sind die Landsgemeinden, die einmal jährlich in fünf Kantonen oder Halbkantonen unter freiem Himmel stattfinden, auch sie unterschiedlich ausgestaltet, als öffentliche demokratische Anlässe, wo mit Handmehr über Wahlen und Sachfragen abgestimmt wird. Es sind dies Urformen des demokratischen Lebens in bäuerlichen Gemeinwesen, auch sie allerdings dem subtilen Spiel von Einflüssen durch Mächtige und Wortgewaltige unterworfen.

Lange Jahre hat ein *Konflikt* um eine neue Kantonsgründung die Schweiz erschüttert: die Ablösungsbestrebungen des französischsprachenden, katholischen Berner Juras, der zur Eigenständigkeit drängte. Das Gebiet, ehemals Territorium des Fürstbistums Basel, war am Wiener Kongreß 1815 dem Kanton Bern zugeschlagen worden, als Ersatz für die Waadt, die ein selbständiger Kanton wurde. Das evangelische Bern brachte kaum Verständnis für die Eigenart des neuen katholischen, frankophonen Kantonsteils auf. Das

äußerte sich vor allem beim Kulturkampf 1871/84, als die Berner Regierung gewalttätig in die kirchlichen Verhältnisse des Juras eingriff und das religiöse Empfinden der Bevölkerung tief verletzte. Das ging bis zur Vertreibung der romtreuen Geistlichen ins benachbarte französische Exil. Damals wurde die Kapelle von Vorburg bei Delsberg zum nationalen Wallfahrtsort der Jurassier und zum wichtigsten Identitätssymbol der Bevölkerung. Die Wunden von damals sind bis heute nicht ganz vernarbt. Nach dem Zweiten Weltkrieg brach der Zwist vollends aus, als 1947 das Parlament in Bern die Wahl eines Jurassiers zum Kantonalen Baudirektor ablehnte. Im „Rassemblement Jurassien“ fanden die Unzufriedenheit und das Autonomiestreben einen beredten, phantasiereichen Ausdruck. In langen Auseinandersetzungen, die zu neuen Formen öffentlicher politischer Kultur führten (Fackelzüge, Fahnenmärsche, Volksfeste usw.) und die auch terroristische Akte zeigten, gelangen schließlich die Ablösung und die Gründung eines neuen Kantons (1979). Der Prozeß war neu für die Schweiz und ist im Augenblick noch nicht zur Ruhe gekommen, da Teile des Südjuras, die bei Bern geblieben sind, vom neuen Kanton beansprucht werden. In der Schwebelage gegenwärtig auch eine neue kantonale Zugehörigkeit des deutschsprachigen Laufentals, wo sich Berntreue und Anhänger eines Anschlusses an den benachbarten Kanton Basel Landschaft beinahe die Waage halten, sich aber in einer Volksabstimmung 1989 eine hauchdünne Mehrheit für den Kantonswechsel aussprach.

*Allemann, Fritz-René:* 26 mal die Schweiz. München 1985.

*Baumer, Iso:* Pèlerinages jurassiens. Le Vorbourg près Delémont (Suisse). Porrentruy 1976.

*Boillat, Pierre:* Jura, naissance d'un Etat. Lausanne 1989.

*Jenkins, John R. G.:* Jura Separatism in Switzerland. Oxford 1968.

*Morel, Charles-Ferdinand:* Histoire et statistique de l'ancien évêché de Bâle. Bibliothèque jurassienne 1959.

### *Die Gemeindeautonomie – Hort des politischen Partikularismus*

Die Diversität und Buntheit, die auf kantonaler Ebene anzutreffen ist, setzt sich in den Gemeindeorganismen fort. Dadurch erreicht die Karte der Schweiz ihr Höchstmaß an Buntscheckigkeit und Heterogenität. Die Gemeinden – Mikroorganismen des sozialen und kulturellen Lebens – besitzen ein bedeutendes Maß an Eigenständigkeit und unterscheiden sich in der Grundstruktur und im Kompetenzbereich je nach Kantonen. In Graubünden z.B. besitzen die Gemeinden ein hohes Maß von Autonomie; hier können viele Reformen und Veränderungen auf kantonaler Ebene kaum ohne Zustimmung der Gemeinden erfolgen. Es ist dies die typische Situation eines

kleinen Gebirgsstaates, der bis zum Ende des Ancien régime aus drei nur lose zusammengeführten Bünden bestand: Gotteshausbund, Grauer Bund, Zehngerichtebund.

Im allgemeinen verfügen die rund 3000 Gemeinden der Schweiz über eine gewisse Finanzhoheit (sie setzen Einnahmen und Ausgaben selber fest, bestimmen den Gemeindesteuerfuß); sie regeln in eigener Kompetenz das Schulwesen, verwalten ihren Grund- und Liegenschaftsbesitz selber, wählen die Behörden: Gemeindevorsteher, Gemeinderat und in größeren Gemeinden auch das Gemeindeparlament. In zwanzig Kantonen bestehen neben den politischen Gemeinden noch eigene Bürgergemeinden, rund 2000 an der Zahl, worin die Ortsbürger zusammengefaßt sind. Sie verwalten das Bürgergut. Viele Aufgaben der politischen Gemeinde werden durch besondere Gemeindeformen mit eigenen Behörden wahrgenommen: etwa in der Schul-, Armen- und zuweilen auch in der Kirchgemeinde.

Gemeindeautonomie wäre aber eine bloße Formel, wenn nicht das Leben in diesen Kleinstdemokratien durch besondere Traditionen, gemeinschaftliche Rituale und Anlässe bestimmt wäre. Die Gemeinde manifestiert sich im Bewußtsein der Bewohner auch durch ihre Symbole, durch Wappen und Fahnen. Im besondern sind es die lokalen Vereine, welche das Gemeinschaftsleben in den Gemeinden prägen. Der Campanilismus, das auf den eigenen Siedlungsbereich bezogene Denken und Werten, der das schweizerische Gemeindeleben in vielen Bereichen mitprägt, wurde allerdings in neuerer Zeit durch die große Mobilität der Bewohner gedämpft.

*Ratti, Eros: Il Comune. Organizzazione politica e funzionamento. Vol. I. Losone 1987.*

*Von Sprecher, Johann Andreas: Kulturgeschichte der drei Bünden (neu hg. von Rudolf Jenni). Chur 1976.*

*Weilenmann, Hermann: Die Schweiz und ihre Demokratie. Zürich 1959.*

Diese vielfältigen kulturellen Verschränkungen und Bruchlinien bilden das faszinierende Mosaik schweizerischer Alltagswirklichkeit, wobei das Gewicht der Geschichte besonders nachwirkt. Die Heterogenität und das Fehlen eindeutiger und mehrfach überlagerter Nahtstellen verhindern eigentliche Bruchfugen und ein Auseinanderbersten des Bundesstaats Schweiz, der letztlich ein Werk der Vernunft und des gemeinsamen Interesses ist. Die Identität der Schweiz besteht eher im Wissen um die buntscheckige Vielfalt und in ihrer Bejahung, als im Bewußtsein einer staatlichen Einheit.

Einen wichtigen Schmelztiigel des nationalen Zusammenrückens – und damit ist der Übergang zum zweiten Hauptteil unserer Überlegungen eingeleitet – bildet die *Armee*, eine Milizarmee. Jeder männliche Schweizer ist grundsätzlich bis zu seinem 42. Lebensjahr dienstpflchtig; bis fünfzig hat

er anschließend noch Zivilschutz zu leisten. Eine weibliche Dienstpflicht wird gegenwärtig diskutiert, dürfte aber auch weiterhin auf die Abneigung der Schweizer, Frauen in militärischen Uniformen zu sehen, stoßen. Alle jungen Schweizer, auch die künftigen Offiziere, durchlaufen die gleiche militärische Grundausbildung, die sogenannte Rekrutenschule von 21 Wochen, an die sich jährliche Wiederholungskurse anschließen. Die Tatsache, daß der Schweizer seine militärische Ausrüstung inklusive scharfer Munition zuhause aufbewahrt, löst im Ausland immer wieder Verwunderung aus. Rekrutenschule und Wiederholungskurse waren vor allem früher wichtige Elemente der interkulturellen Kontaktnahme im eigenen Land, für viele oft die einzige Möglichkeit, aus dem eng umgrenzten Wohnbezirk herauszukommen. Lange Zeit war die Schweizer Armee sehr populär. Sie paßte ins Bild eines Landes, dessen Wehrhaftigkeit jahrhundertlang legendär war, das sich in langen Freiheitskriegen (13. bis 15. Jahrhundert) die Unabhängigkeit erkämpft hatte und das nachher als Nation der Söldner auf den europäischen Schlachtfeldern präsent war. Der auswärtige Solddienst wurde erst um die Mitte des 19. Jahrhundert definitiv verboten, wobei die päpstliche Schweizergarde in Rom ausgenommen bleibt. Ihre Veteranen treten heute noch in bunter Uniform bei bestimmten kirchlichen Zeremonien auf, etwa den Fronleichnamsprozessionen in Appenzell oder im Lötschental oder bei Bischofsweihen (wie bei der Konsekration der Churer Weihbischöfe in Einsiedeln 1993).

Im Zuge eines weltweit angestrebten Abbaus der militärischen Rüstung und vor allem unter dem Eindruck der grundlegenden Veränderungen in Osteuropa ist der Wehrgedanke in der Schweiz unter Druck geraten. 1989 hat das Schweizer Volk eine Initiative zur Abschaffung der Armee mit deutlichem, wenn auch nicht überwältigendem Mehr abgelehnt. Ebenso wurden 1993 zwei Volksinitiativen gegen die Anschaffung von neuen Kampfflugzeugen und zur Beschränkung der Zahl der Waffenplätze nach harter Auseinandersetzung an der Urne verworfen. Gewisse Äußerungen der militärischen Folklore, wie etwa Défilés von großen Truppeneinheiten nach Manövern, die Zuschauer in Scharen anzogen, sind indessen selten geworden. Sie waren eben auch Manifestationen der Wehrbereitschaft und des Waffenstolzes und sind in diesem Zusammenhang als unzeitgemäß kritisiert worden. 1990 entschied der Ausbildungschef der Armee, daß die großen Manöver eingestellt würden, die alljährlich Tausende von Wehrmännern in fiktive Kämpfe verwickelten. Es zeigt sich in den letzten Jahren auch in der Schweiz immer deutlicher, daß generationenspezifische Lebenserfahrungen nur beschränkt an Jüngere weitergegeben werden können. Epochale Erlebnisse prägen die Zeitgenossen zutiefst, auch in ihren Wertungen. Daraus können Konflikte mit nachrückenden Generationen erwachsen, wie das gegenwärtig im Umgang mit den Erinnerungen an die Aktiv-Dienstzeit (1939 – 45) der Fall ist. Bereits ist allerdings auch die museale Aufbereitung

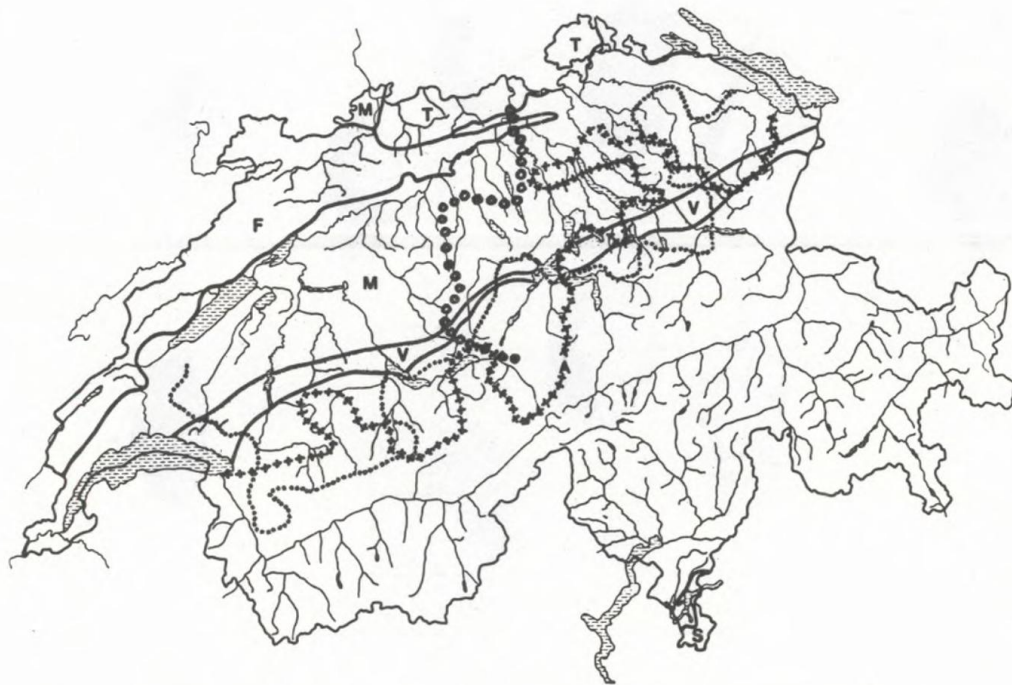
dieser Zeit im Gange, etwa in Form von neueröffneten Festungsmuseen (Reuenthal bei Koblenz, Vallorbe), die auch das Interesse der Jüngeren finden.

Der zweite Teil unserer Darstellungen soll nach den Unterschieden die *Gemeinsamkeiten* herausstellen, die für das Leben und Denken der Schweizer typisch sind und die die vielfältigen Grenzen sprachlicher, wirtschaftlicher, konfessioneller und anderer Art überspannen und damit ein verbindliches Element darstellen.

## **Karten**

- Karte 1      Traditionelle Frühstücksgrenzen (gemäß Atlas der Schweiz. Volkskunde)
- Karte 2      Standorte der Bauten (Hdb. d. Schweiz. Volkskultur I, 324)
- Karte 3      Sprachenkarte der Schweiz (gemäß Atlas der Schweiz. Volkskunde)
- Karte 4      Konfessionskarte der Schweiz (gemäß Atlas der Schweiz. Volkskunde)





F Faltenjura  
 T Tafeljura  
 M Mittel- und Hügelland  
 V Voralpen  
 A Alpen

S südl. Alpenvorland  
 + + + + + Nordgrenze der Maisspeisen zum Frühstück  
 . . . . . Südgrenze der Bratkartoffeln als häufigster Frühstücksspeise  
 o o o o o Brünig-Napf-Reuss-Linie

Standorte der Bauten:  
Provenance des maisons:

Jura:

Jura:

- 1 La Chaux-de-Fonds (NE) Crosettes
- 2 Allschwil (BL)
- 3 Hölstein (BL)

Mittelland:

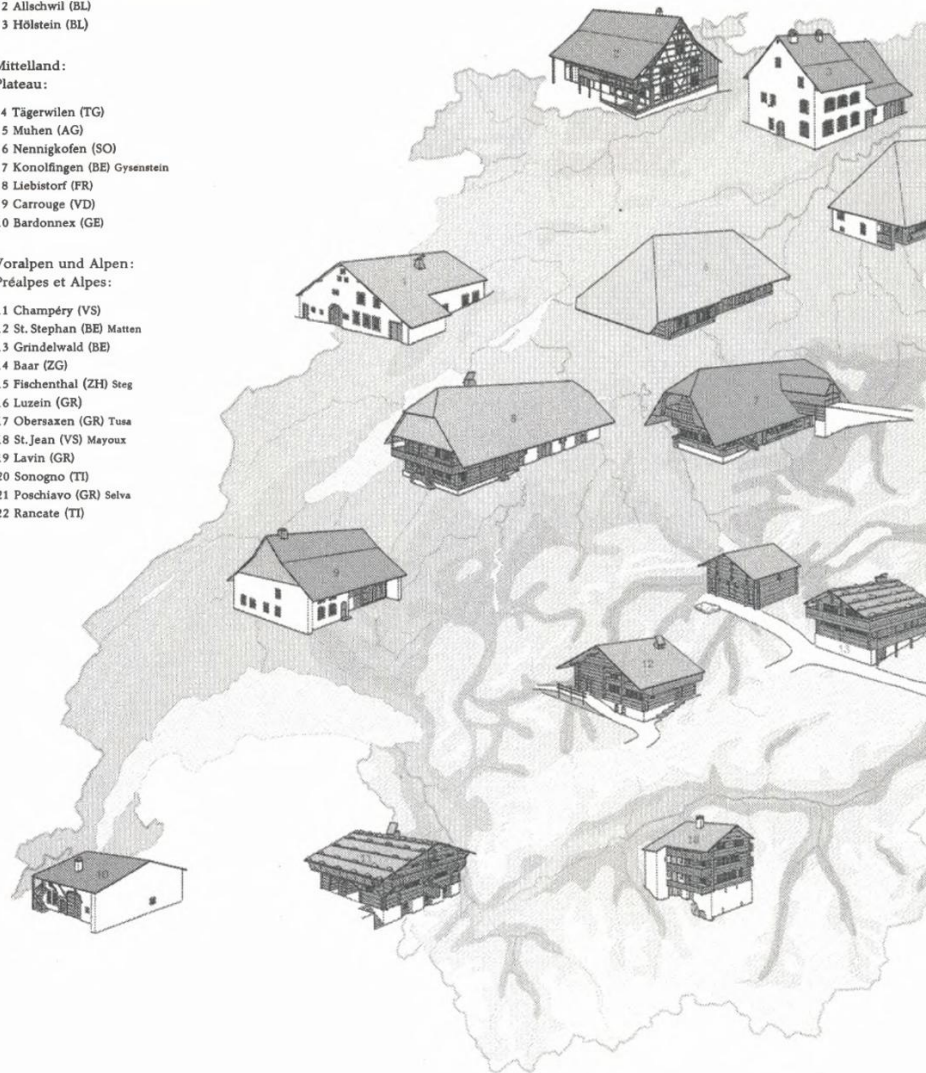
Plateau:

- 4 Tägerwilien (TG)
- 5 Muhen (AG)
- 6 Nennigkofen (SO)
- 7 Konolfingen (BE) Gysenstein
- 8 Liebstorf (FR)
- 9 Carrouge (VD)
- 10 Bardonnex (GE)

Voralpen und Alpen:

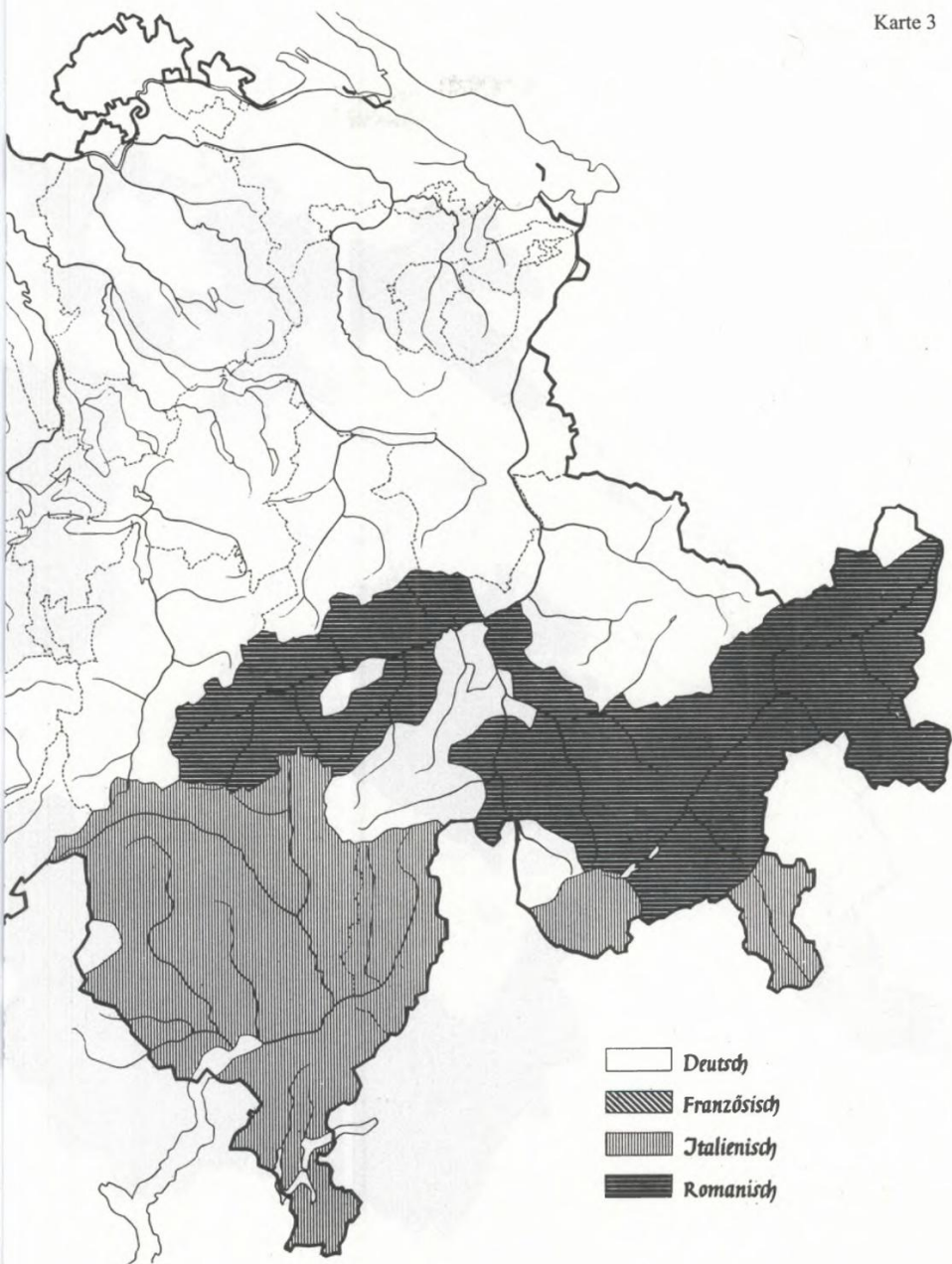
Préalpes et Alpes:

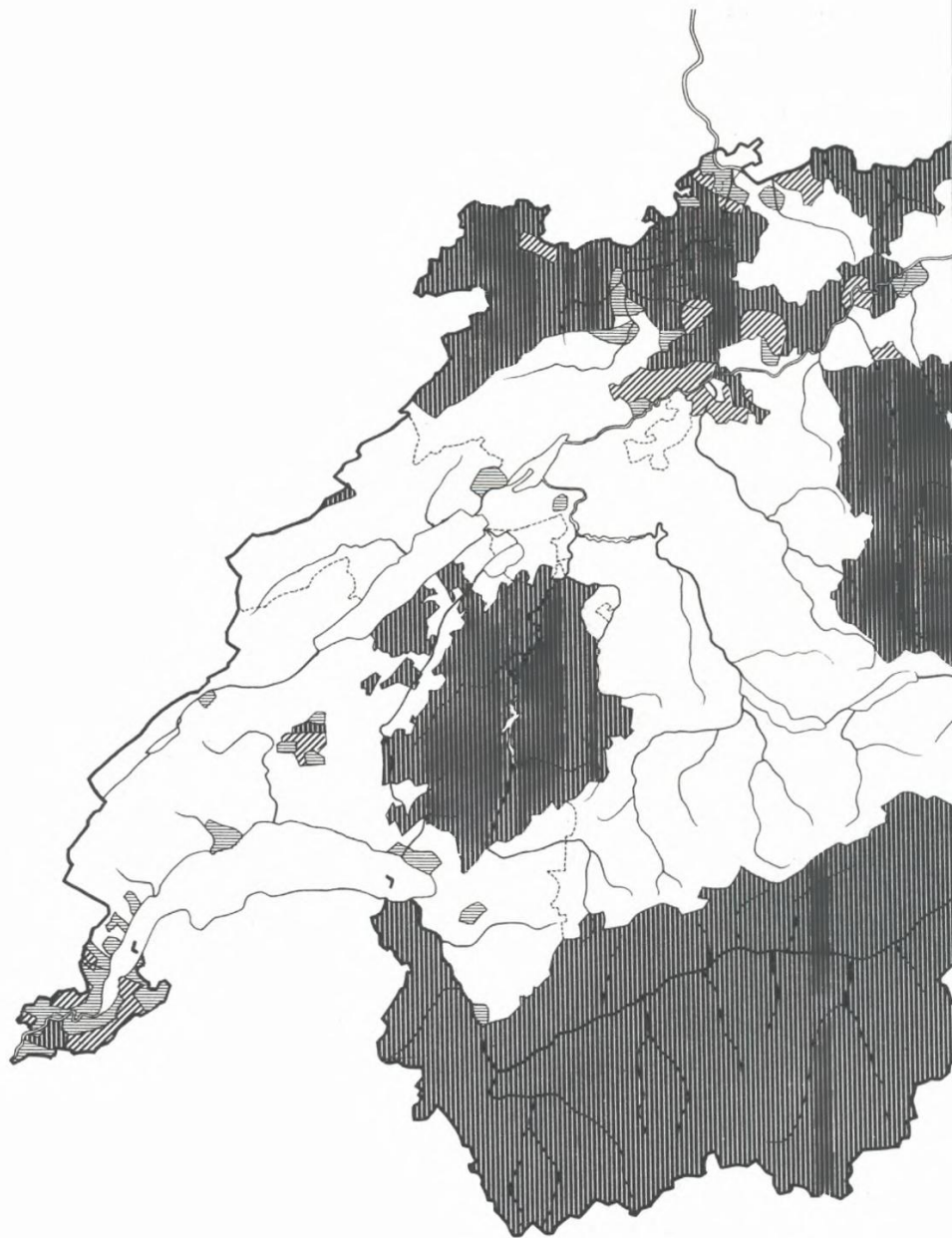
- 11 Champéry (VS)
- 12 St. Stephan (BE) Matten
- 13 Grindelwald (BE)
- 14 Baar (ZG)
- 15 Fischenthal (ZH) Steg
- 16 Luzeln (GR)
- 17 Obersaxen (GR) Tusa
- 18 St. Jean (VS) Mayoux
- 19 Lavin (GR)
- 20 Sonogno (TI)
- 21 Poschiavo (GR) Selva
- 22 Rancate (TI)

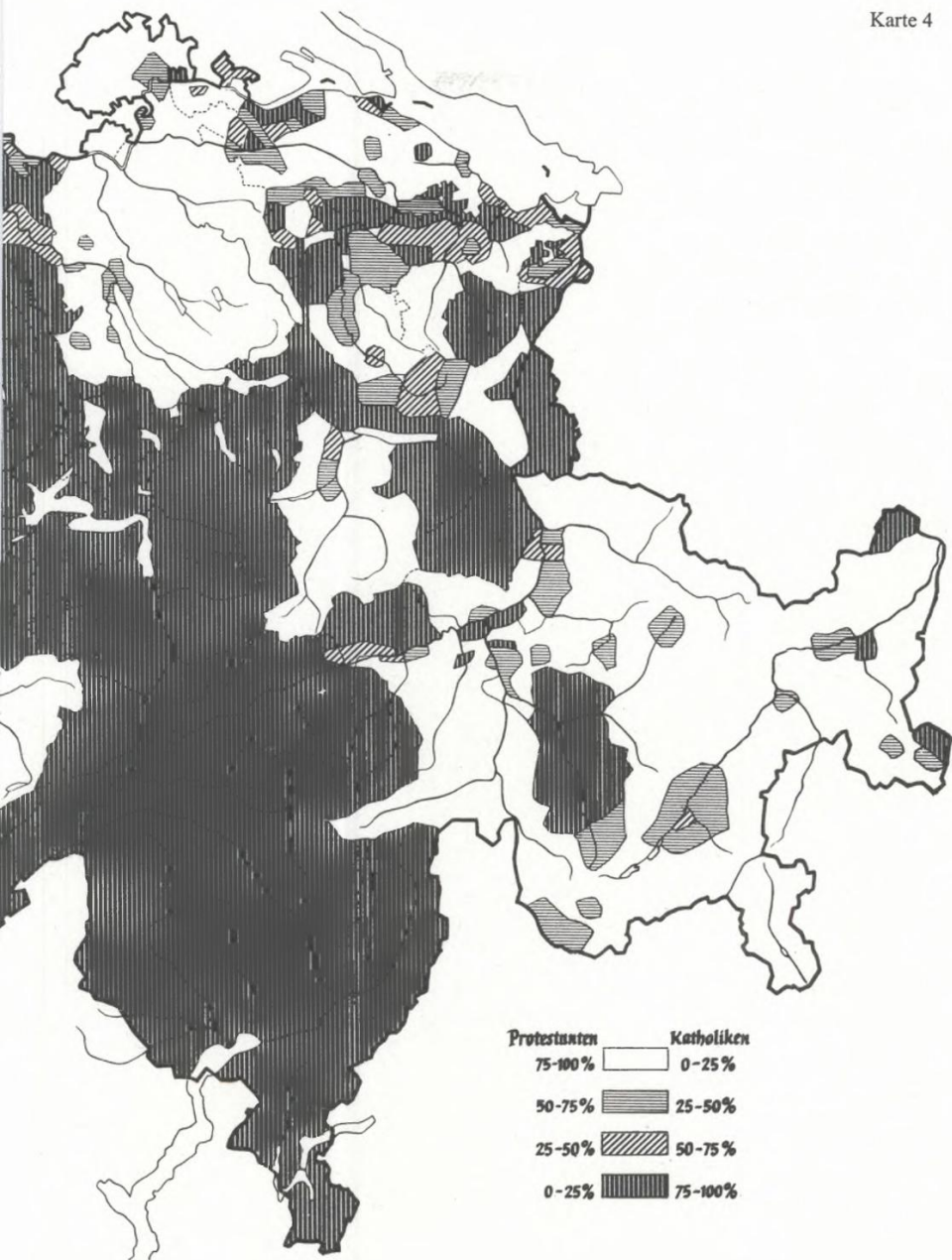














## II

### Gemeinsame kulturelle Strukturen

#### *Die Vereinsfreudigkeit*

Die Schweizer sind ein vereinsfrohes Volk; Vereine sind aus dem Leben in Dorf und Stadt nicht wegzudenken; fast jeder Schweizer ist Mitglied eines oder mehrerer Vereine. Die Geschichte dieser Vereinsinnigkeit weist ins 18. Jahrhundert zurück, in die Zeit der ökonomischen und philanthropischen Gesellschaften. Zu einer eigentlichen demokratischen Grundbewegung wurde das Vereinswesen aber erst im 19. Jahrhundert. Der Historiker Hans-Ulrich Jost hat aufgrund von eingehenden Erhebungen errechnet, daß in der Schweiz des 19. Jahrhunderts mindestens 30.000 Vereine gegründet worden sind. Dabei stieg die Wachstumsrate nach 1860 parallel zur wirtschaftlichen und demographischen Entwicklung. Um die Jahrhundertwende entfielen auf 1000 Einwohner rund 10 Vereine. Der Schwerpunkt des Vereinswesens lag im 19. Jahrhundert in den protestantischen Städten; die katholischen Kantone waren weniger vereinsfreudig, zumal sie eher zu den ländlichen Regionen der Schweiz gehörten. Allerdings müßten bei dieser Aussage die vielen religiösen Standesorganisationen, wie sie das 19. Jahrhundert unter kirchlichem Patronat hervorbringt (Jungfrauenvereine, Frauen- und Müttervereine, Katholischer Männerbund, Cäcilienverein etc.), mitberücksichtigt werden.

Zu den *klassischen Vereinen* des 19. Jahrhunderts gehören die Schützen-, Turn-, Sänger- und Musikvereine. Sie schlossen sich verhältnismäßig früh zu gesamtschweizerischen Dachorganisationen zusammen: 1822 die Schützen, 1832 die Turner, 1842 die Sänger; 1862 wurde der Eidgenössische Musikverband (Dachorganisation der Blasmusikvereine) gegründet. Dazu kamen später die Verbandsgründungen jener Vereine, deren Aktivitäten als besonders schweizerisch empfunden wurden: Schwingerverband 1894, Hornusserverband 1902, Jodlerverband 1910.

Zu wichtigen, in ihrem Charakter unverwechselbaren Anlässen wurden die regelmäßig durchgeführten *eidgenössischen Verbandsfeste*, die sich vor allem im 19. Jahrhundert durch eine hochgemute Vaterlandsbegeisterung, durch pathetische Reden und inbrünstige Lieder, eine reiche Emblematisierung und entsprechende Rituale, schließlich durch eine eigene Festarchitektur auszeichneten. Diese eidgenössischen Feste, eigentliche Nationalfeste, waren zwar in der Frühphase durch deutsche Vorbilder beeinflußt, entwickelten sich aber in der Folge zu eigenständigen demokratischen Anlässen, die kulturelle Schöpfungen des 19. Jahrhunderts darstellen. Sie wurden zu einem wichtigen Faktor der politischen Bewußtseinsbildung. Die Feste, an

stets wechselnden Orten veranstaltet, waren zugleich einem „edlen“ Wettstreit gewidmet und trugen so Wesentliches zur Verankerung des gesamtstaatlichen Denkens und Fühlens, zu einer schweizerischen Identität bei. Sie zogen für die Zeit erstaunliche Massen an: Das Eidgenössische Schützenfest von 1885 in Bern zählte z.B. über 230.000 Besucher. Und was wichtig war: Am Fest trafen sich Regierende und Regierte tuchnah und in einträchtiger Gesinnung.

Noch heute bilden die eidgenössischen Verbandsfeste wichtige Manifestationen des volkskulturellen Lebens in der Schweiz, die auf einen Gesamtstaat und auf typisch schweizerische Ideen und Werte Bezug nehmen. Wenn auch das überschäumende Pathos und die Verbrüderungsszenen, wie sie das 19. Jahrhundert kannte, heute gedämpft sind, bringen diese Feste dennoch Höhepunkte, die emotional aufwühlen: Fahnenrituale, musikalische Darbietungen (vor allem bei den Jodlerfesten usw.), Reden, Umzüge, gemeinsame Mähler. Solche Feste können nur dank der Mithilfe von Scharen freiwilliger Helfer durchgeführt werden. Es haben sich denn auch in all den Jahren in dieser Hinsicht ein großes administratives und technisches Grundwissen und eine Erfahrung angereichert, die fast professionelle Züge annehmen.

Auf diese Feste, die alle drei bis vier Jahre stattfinden, bereiten sich die einzelnen Sektionen lange vor, um im Wettkampf bestehen zu können. Dadurch, in der starken aktiven Beteiligung vieler Festanten, kontrastiert das Festgeschehen mit der Konsumhaltung, die sonst auch in der Schweiz einen großen Teil des Alltagslebens kennzeichnet.

Die Schweizer sind *festfreudig*: Was auf Bundesebene aufgezeigt wurde, trifft auch im lokalen Bereich zu: In Dorf und Stadt wird gefestet und gefeiert, das ganze Jahr über, besonders aber im Sommerhalbjahr. In den Städten reicht diese Festkultur von gesamtstädtischen Anlässen bis zu den Quartier-, Straßen- und Hinterhoffesten. Oft werden solche Anlässe von Freiwilligen getragen; es sind „Feste von unten“, die weitgehend ohne obrigkeitliche Unterstützung zustandekommen. Man kann solche Feste als Beitrag der Bevölkerung zu einer Humanisierung des städtischen Lebens werten. Als Beispiel mag hier Zürich dienen; in dieser Stadt von gut 300.000 Einwohnern (ohne Agglomeration) finden jährlich weit über 100 solcher Feste statt.

Eine besondere Funktion haben die *Heimat- oder Kantonalvereine*, in denen sich Zuwanderer aus gleichen Herkunftsregionen zusammenfinden, um die Geselligkeit und das angestammte Brauchtum zu pflegen. In Frankreich sind diese „amicales“ verschiedentlich in der ethnologischen Literatur untersucht worden, im Unterschied zur Schweiz. Die Heimatvereine sind ein typisches Ergebnis der Binnenwanderung, wie sie das 19. Jahrhundert als Folge der Industrialisierung zeitigte, besonders nach 1848, als im neugegründeten Bundesstaat die inneren Zollschränken wegfielen und die Nie-

derlassungsfreiheit für Schweizer verankert wurde. Überzählige Arbeitskräfte zogen fortan aus den ländlichen Gebieten in die industrialisierten Zentren. Die ältesten Vereinsgründungen reichen denn auch in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück: Solothurner Verein Basel (1852), Aargauer Verein Basel (1858).

Die Entwicklung der Heimatvereine weist über alle lokalen Sonderformen hinaus Gemeinsamkeiten auf: Meist entstanden sie aus dem Bedürfnis des Einzelnen nach wirtschaftlicher Absicherung, gegenseitigen Hilfeleistungen. Dies zu einer Zeit, wo die öffentlichen Sozialleistungen im Falle von Not, Krankheit, unverschuldetem Elend ungenügend und kaum entwickelt waren. Im Laufe des 20. Jahrhunderts wurde, parallel zum Aufbau des Sozialversicherungswesens, diese Funktion der Heimatvereine immer unbedeutender. Dafür nahmen die geselligen und kulturellen Aktivitäten zu. Die Heimatvereine entwickelten an ihren Anlässen eine besondere Binnenkultur, die mit Symbolen und repräsentativen Formen der Herkunftskultur besetzt war und dadurch ihr bestimmendes Gepräge erhielt. Folklore diente hier dauernder Identitätsstiftung. Darüber hinaus trugen die Heimatvereine, zunächst ungewollt, Entscheidendes zum kulturellen Transfer innerhalb der Schweiz bei. Bei ihren Veranstaltungen und bei ihrem Auftreten in der Öffentlichkeit führten und führen sie heute noch die als wesentlich erachteten Formen und Eigenarten der Kultur des Heimatkantons vor, anschaulich, einprägsam, und durch diese Abkürzungen haben sie beigetragen, kulturelle Stereotypen der einzelnen Kantone im öffentlichen Bewußtsein zu verankern.

Schweizer Binnenwanderer haben, wie dies bei anderen Nationalitäten der Fall ist, die Tendenz, ihre Herkunftskultur am neuen Ort zu reproduzieren. Sie wird dabei auf einige handfeste Formen reduziert, die sich gleichsam im Reisegepäck mitführen lassen. Dieses Zelebrieren des Herkommens kann aus Gründen des Wirklichkeitssinns und einer realistischen Lebenspraxis nur zu bestimmten Zeiten geschehen, außerhalb des Berufslebens, in Stunden der Geselligkeit und Entspannung. Aber gerade dann entwickeln solche Anlässe eine existentiell bedeutende Funktion. Der Binnenwanderer geht also durchaus rational mit seinen Heimatgefühlen und Nostalgien um. Er weiß um die primäre Notwendigkeit, sich am neuen Ort zu integrieren. Der kulturelle Dualismus, aufgeteilt in einen Alltagsbereich des Nüchtern-Effizienten und einen Festbereich des Emotionalen, begleitet den Integrationsprozeß durch mehrere Generationen hindurch, bis er schließlich seine Funktionalität und Ausstrahlung verliert und erlöscht.

Heimatvereine gibt es in fast allen größeren Schweizer Städten; in Genf z.B. sind 16 Heimatvereine in der Fédération des Sociétés Confédérées zusammengefaßt, wobei alle Regionen der Schweiz vertreten sind. Doch ist die tatsächliche Vielfalt größer; in der Fédération ist z.B. nur der Cercle Fribourgeois aufgeführt. In Wirklichkeit gibt es aber in Genf neun Freibur-

ger Vereine, deren größter, der Cercle Fribourgeois, 1989 allein 700 Mitglieder aufwies.

*Altermatt, Urs* (Hg.): „Den Riesenkampf mit dieser Zeit zu wagen ...“: Schweiz. Studentenverein 1841 – 1991. Luzern 1993.

*Hugger, Paul* (Hg.): Zürich und seine Feste. Zürich 1986.

*Hugger, Paul*: Heimatvereine in der Schweiz, in: Schweiz. Archiv f. V. k. d. e. 85. 1989. 153 – 181.

*Hugger, Paul*: Les Sociétés, in: Encyclopédie vaudoise 11. La vie quotidienne II. Lausanne 1984. 174 – 209.

*Jung, Joseph*: Kathol. Jugendbewegung in der deutschen Schweiz. Der Jungmannschaftsverband zwischen Tradition und Wandel von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Zweiten Weltkrieg. Freiburg 1988.

*Schader, Basil*: Eidgenössische Festkultur, in: Hdb. d. Schweiz. Volkskultur II. 811 – 832.

### *Das Jahr der Schweizer und seine brauchtümliche Gestaltung*

Eine Vielfalt von brauchtümlichen Ereignissen und Anlässen, die regional sehr unterschiedlich sind, kennzeichnen den schweizerischen Jahresablauf. Dabei stehen Gewohnheiten, die aus dem alten bäuerlichen Zyklus stammen, der eingebunden war in die Rhythmen des Werdens und Vergehens, der Aussaat, des Reifens und des Erntens, fraglos neben Bräuchen, die aus dem kleinstädtisch handwerklichen Bereich oder der neuen urbanisierten Lebensweise erwachsen. Eine Zeitlang hegte man die Befürchtung, daß im Zuge einer Nivellierung und Internationalisierung der Lebensweise überlieferte Bräuche verschwinden würden; sie erwies sich als gegenstandslos. Der Schweizer pflegt sein öffentliches Brauchtum mit Hingabe und Sorgfalt; verschwundene Bräuche wurden nicht selten in den letzten Jahren wieder reaktiviert.

Das Brauchgeschehen läßt sich nach *unterschiedlichsten Kategorien* gliedern:

Von den *Brauchträgern* her z.B. haben wir, generationsspezifisch betrachtet, Bräuche der Kinder und Jugendlichen, der Ledigen, etwa die vielfachen Kinderfeste, als Ausdruck der Jugendpflege im 19. Jahrhundert entstanden, das Kinderfest von St. Gallen z.B. oder das Knabenschießen in Zürich, die Maifeste im Waadtland und Genf, dann die knabenschaftlichen Anlässe wie die „fêtes de jeunesse“ im Waadtland, die Schlittenfahrten der Ledigen, so die Schlitteda im Engadin, der „Eierleset“ (das wettkampfmäßige Auflesen und Werfen von Eiern) im Aargau usw. Es fällt auf, daß spezifisch weibliche Feste mit wenigen Ausnahmen fehlen, ebenso Feste der Betagten, einer Bevölkerungsgruppe, die heute zahlenmäßig immer bedeu-

tender wird. Hier beschränkt sich die Formenvielfalt auf eigentliche Club- und Heimanlässe.

Feste kann man auch nach dem *dominanten brauchtümlichen Element* oder Gestaltungsmittel einteilen: Da wären die vielfältigen, eindrucklichen Feuerbräuche und Lichterumzüge zu erwähnen, die „feux de brandon“ in der französischen, die brennenden Holzstöße an der Alten Fasnacht in der deutschen Schweiz, der gewaltige und beklemmende „Kienbesen“ im Städtchen Liestal, der 1. August mit seinen Höhenfeuern, die herbstlichen Räbenlichter-Umzüge in den Zürcher Gemeinden usw. Auch der Lärm ist ein wichtiges Gestaltungsmittel, das vor allem bei nächtlichen Bräuchen zur Geltung kommt: das Knallen mit überlangen Peitschenstricken in der vorwinterlichen Innerschweiz oder das Schlagen auf Pfannen und Töpfe bei gewissen Fasnachtsbräuchen, das Trycheln (rhythmisches Läuten mit großen Kuhglocken) in der Neujahrszeit zu Meiringen.

Bestimmendes Gestaltungsmittel – und hier in direktem Bezug zur Vegetation – können auch Zweige und Äste sein, was vor allem im Frühjahr beliebt ist: die Laubgestalten im Mai, der „Pfungstsprützig“ im Fricktal, der Maibär in Ragaz.

Andere Bräuche nehmen ausdrücklich Bezug auf das *bäuerliche Jahr*, die Erntebräuche also: die Winzerfeste in den Weingegenden, im Tessin und der Ostschweiz genauso wie in der Westschweiz, das Schäferfest auf der Gemmi, die „Chästeilete“ (Verteilung des Käsenutzens am Ende des Alpsommers an die Bezugs-Berechtigten) im Justistal, die „Älplerchilbi“ in Obwalden nach der Alp-Entladung, der „Zibelemärit“ in Bern.

Anderswo beziehen sich Feste auf ein wichtiges *Ereignis in der lokalen oder nationalen Geschichte*: die Sempacher Schlachtfeier, die Escalade in Genf usw.

Viele Anlässe dienen der *Selbstdarstellung standesbewußter Oberschichten*: das Zürcher Sechseläuten ist hier zu nennen; aber auch gewisse zunftstolze Fasnachtsbräuche gehören in diesen Zusammenhang.

Eine Reihe von Festen sind bloße *Folklore-Ereignisse*, konzipiert, um die Zuschauer in Scharen in die Stadt zu locken: der Schaulust dienen dann Umzüge, mit großem Aufwand hergerichtete Blumenwagen usw. Das Narzissenfest in Montreux hatte diese Funktion. Heute sind es vor allem die Winzerfeste in Neuchâtel, der Waadt, in Lugano.

### *Taumel im Maskenkleid – zur Blüte des Karnevals in der Schweiz*

Ein Brauchkomplex hat in der Schweiz in den letzten Jahrzehnten eine ungeahnte Renaissance erlebt: die Fasnacht. Noch in den dreißiger Jahren schien sie, von wenigen Hochburgen abgesehen, definitiv zum bloßen

Kinderbrauch zu werden. Heute ist die Fasnacht wieder eine „ernste“ Angelegenheit für Erwachsene. Und dies nicht nur an den traditionellen Fasnachtsorten. Seit fünfzehn, zwanzig Jahren erobert sich die Fasnacht Gebiete, die ihr traditionellerweise verschlossen waren, wie etwa die reformierte Westschweiz. Fasnacht ist heute ohne Zweifel das populärste Fest. Es ist das einzige kalendarische Ereignis, das dem ursprünglichen Wesen des Festes nahekommt, einen Gegenpol zum Alltag zu bilden, eine Zeit, in der andere Maßstäbe gelten und, mindestens der Meinung nach, gewohnte Normen außer Kraft gesetzt sind.

Von den Reformatoren als sündhaftes Treiben und als papistischer Unfug bekämpft, hielt sich die Fasnacht vor allem in den katholischen Gebieten, wobei es auch hier im Zuge der Gegenreformation und unter dem Einfluß der Jesuiten zu Bestrebungen kam, dem Überschwang Zügel anzulegen, das Geschehen zu disziplinieren, die Elemente einer potentiellen Revolte, die in der Fasnacht seit jeher schlummern, zu unterdrücken. Der Zusammenbruch des Ancien régime, der in den evangelischen Gebieten auch das enge Zusammengehen von staatlicher und kirchlicher Obrigkeit beendete, ermöglichte im 19. Jahrhundert eine Wiedergeburt der Fasnacht auch in diesen Gebieten, wobei die französische Schweiz mit wenigen Ausnahmen abseits stand.

Ganz allgemein ist die Schweizer Fasnachtslandschaft durch den *Unterschied von Stadt und Land* gekennzeichnet, also einem bereits in früheren Jahrhunderten organisierten, geordneten Geschehen und dem spontanen, stark mit anarchischen Zügen durchsetzten Treiben auf den Dörfern. Die in der Schweiz übliche Unterscheidung einer phasenverschobenen Herren- und Bauernfasnacht spiegelt aber nicht diesen Gegensatz wider, sondern begründet sich historisch in zeitlich unterschiedlichen Fastengeboten: Die Herren mußten früher mit Fasten beginnen als Hausgesinde und Bauern.

Der rasche Aufschwung, den die Fasnacht im 19. Jahrhundert nimmt, bringt in den Städten *Maskenbälle*, Maskentreiben in den *Straßen*, vor allem aber *Umzüge*, wobei oft historische Sujets gewählt oder zeitgenössische Vorkommnisse verulkt werden. Daran beteiligen sich die neugegründeten Fasnachtsgesellschaften. Bei den Fasnachtsgestalten, den Maskenkostümen vermischt sich Eigenes mit Fremdem, man übernimmt gerne Fasnachtstypen von anderswo, selbst aus dem Ausland, wie etwa die Tiroler-Masken, die durch Kostümverleiher in die Schweiz gebracht wurden und zur Zeit der Tirol-Begeisterung (Andreas Hofer-Kult) in gewissen Gegenden der Inner-schweiz sehr beliebt waren.

Das Fasnachtsleben des 20. Jahrhunderts kennt Höhen und Tiefen. Der Erste Weltkrieg brachte naturgemäß eine Zäsur. In den zwanziger Jahren folgte zunächst eine euphorische Zeit, die aber durch die Arbeitslosigkeit der dreißiger Jahre stark gedämpft wurde, so daß die Fasnacht vielerorts nur noch von Kindern ausgeübt wurde. Der Zweite Weltkrieg wirkte, stärker als

der Erste, lähmend auf das Fasnachtsgeschehen. Aber seit den fünfziger Jahren befindet sich die Fasnacht auf einem ungebremsten Siegeszug.

Auch die schweizerische Fasnachtlandschaft zerfällt in *Regionen*, die typische Gemeinsamkeiten aufweisen. Da ist der nordwestliche Grenzraum der Schweiz, mit den ehemals vorderösterreichischen Kleinstädten am Rhein, die im Erscheinungsbild zur größeren schwäbischen Fasnachtlandschaft gehören, mit ihren alten Narrenzünften (Rheinfelden, Laufenburg). Die Mitglieder dieser Zünfte tragen bunte, stilisierte Narrenkostüme mit meist freundlich lächelnden Holzmasken und befolgen ein ausgesprochenes Ritual. In den Spendebräuchen für die Kinder (Auswerfen von Würsten, Brötchen, Orangen) manifestieren sie sich als Angehörige der wirtschaftlichen Oberschicht.

Ganz anders die nordalpine Maskenlandschaft mit ihren wilden und urwüchsigen Gestalten, die oft das Häßliche und das Groteske betonen. Der Grundton dieser Fasnacht ist seit alters derb, kraftmeierisch; zur Fasnacht gehören hier auch sexuelle und alkoholische Exzesse. Dagegen war die Fasnacht der inneralpiner Täler, mit einigen Ausnahmen, weniger ausdrucksstark. Sie brachte vor allem Besuche der ledigen Burschen bei den Mädchen auf den umliegenden Höfen. Unter den Ausnahmen ist das Lötchentental mit seinen rauchgeschwärzten Schreckmasken („Roitschäggätä“) zu erwähnen. Die Südschweiz, das Tessin, übernahm sein wichtigstes Fasnachtsgeschehen im 19. Jahrhundert (etwa in Bellinzona) von Mailand, also von städtischen Vorbildern.

In der deutschen Schweiz haben sich einzelne *Städte* zu Hochburgen der Fasnacht entwickelt: Bekannt ist vor allem *Basel*, wo die Fasnacht zum Hauptfest des Jahres geworden ist, zum liturgischen Vollzug eines kulturellen Selbstverständnisses. Die Fasnacht läuft nach einem genau festgelegten Ritual ab, von der Frühe des Montags mit dem „Morgenstreich“ (einer ursprünglich militärischen Tagwache) bis Mittwoch-Mitternacht. Trommelnd und pfeifend ziehen die Cliques durch die Straßen, nachts mit ihren großen, bunt bemalten Laternen. Das Ereignis ist stark ästhetisiert, der Kreativität sind enge Schranken gesetzt, und für Spontaneität bleibt nur beschränkter Raum.

Anders in *Luzern*, wo die Fasnacht ebenfalls einen hohen Stellenwert hat. Hier hat sich ein gutes Stück Innovationsfreude erhalten, dies, obwohl seit langem statusbewußte Fasnachtsgesellschaften, wie etwa die Safranzunft, die Gestaltung der Fasnacht beeinflussen. Diese Zünfte organisieren Umzüge und werfen in der Morgenfrühe ihre Gaben aus. Daneben aber spielt sich in den Gassen der Altstadt ein buntes, oft urwüchsiges Treiben ab.

Das dritte Beispiel ist *Zürich*. In der Stadt des Reformators Zwingli hat sich seit dem Zweiten Weltkrieg eine interessante Fasnachtkultur entwickelt, die lange Zeit gegenkulturelle Züge trug. Dabei bildeten sich drei Pole heraus: Der elitäre Künstler-Maskenball wurde zum Ereignis der krea-

tiven Avantgarde, phantastisch und frivol, hier trafen sich die Arrivierten und Einflußreichen aus Finanz und Wirtschaft. Seit 1922 organisiert sodann eine Fasnacht-Gesellschaft Fasnachtsanlässe, vor allem einen sonntäglichen Umzug, an dem als Novum in der Schweiz viele ausländische, vor allem deutsche Maskengruppen als Gäste teilnehmen. Schließlich der dritte Pol, die Spontanfasnacht, die wohl eigenwilligste Schöpfung zürcherischer Fasnachtslaune. Ihr Schauplatz ist das Altstadtquartier des Nieder- und Oberdorfs. Es ist das spontane, unprogrammierte, den vielseitigen Bedürfnissen der Akteure angepaßte Fasnachtsleben, welches das Happening sucht, das doch nie ganz stattfindet.

Ein Phänomen kennzeichnet die Schweizer Fasnachtslandschaft der letzten Jahrzehnte: der unaufhaltsame Siegeszug der „Guggenmusiken“. Es sind Musikgruppen mit zum Teil phantastischen, meist selbstgebauten Instrumenten, die bewußt falsch spielen. Sie gelten als schweizerische Sonderform der Fasnacht. Ihren Triumphzug durch die schweizerische Fasnachtslandschaft haben sie von Basel aus begonnen. In Luzern aber brachten sie es zur ersten eigenständigen Blüte. Sie sind heute kaum mehr aus der Fasnachtsszene auch der Kleinstädte und Dörfer wegzudenken. Sie faszinieren selbst die evangelische Westschweiz. Für einmal wirkt die Lebensart der Deutschschweizer vorbildlich, die man sonst in der Westschweiz eher als zu ernst und leistungsbetont belächelt. Guggenmusiken aus der Deutschschweiz nehmen an Fasnachts-Veranstaltungen in der Westschweiz unter Bezahlung teil; es ist hier in den letzten Jahren auch zur Gründung eigener Guggenmusiken gekommen.

*Bärtschi, Albert:* Holzmasken. Fasnachts- und Maskenbrauchtum in der Schweiz, in Süddeutschland und Österreich. Aarau 1993.

*Hoffmann-Krayer, Eduard:* Bräuche und Feste des Schweizer Volks. Neubearbeitung durch Paul Geiger. Zürich 1940.

*Hugger, Paul:* Fasnacht in Zürich. Das Fest der Andern. Zürich 1985.

*Hugger, Paul:* Le carnaval en Suisse, in: Carnavals et mascarades. Hg. von Pier Giovanni d' Ayala et Martine Boiteux. Paris 1988. 94 – 98.

*Kapfhammer, Günther:* Brauchtum in den Alpenländern. Ein lexikalischer Führer durch den Jahreslauf. München 1977.

Faszination Lozärner Fasnacht. Band I: Die Guuggenmusigen. Luzern 1988.

*Lurati, Ottavio:* Dell'identità svizzera e dei suoi segni formalizzati, in: Folklore Svizzero 75. 1985. 37 – 58.

*Meier, Eugen A.:* Die Basler Fasnacht. Basel 1985.

*Pfrunder, Peter:* Schweizer Festbräuche: Bilder und Botschaften, in: Hdb. d. Schweiz. Volkskultur II. 629 – 659.

*Thalmann, Rolf (Hg.):* Das Jahr der Schweiz in Fest und Brauch. Zürich/München 1981.

## Der Schweizer und sein Arbeitsethos

Der Schweizer besitzt ein ausgeprägtes Arbeitsethos. Dabei wirken historische Prämissen nach: das Bewußtsein, in einem Land zu wohnen, das von der Natur her nur geringe wirtschaftliche Ressourcen aufweist, das noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts zu den unterentwickelten Ländern Europas zählte, mit einer großen Armutsquote und der Notwendigkeit, demographische Überschüsse als Arbeitskräfte in die Emigration zu entlassen. Die positive Einstellung zur Arbeit als einem Wert an sich äußert sich auch in einer spezifisch schweizerischen *Unternehmenskultur*, wie neue Untersuchungen gezeigt haben. Der Schweizer sieht in seinem Unternehmen einen Zweckverband, an dessen Wohlbefinden alle Beteiligten interessiert sind. Antagonismen werden dadurch gemildert. Sauberkeit, Pünktlichkeit und Präzision, eine Abneigung gegen zu große, bürokratisch geleitete Betriebe, eine Vorliebe für Unternehmen, in denen der Einzelne seinen Stellenwert hat, kennzeichnen des Schweizers Verhältnis zu seiner Arbeitswelt. Für ihn ist jede Arbeit gut und sorgfältig zu machen; aus seiner Arbeit bezieht der Schweizer seine Würde und sein Qualitätsbewußtsein. Dadurch liegt aber auch in der Arbeit ein sozialer Integrationsfaktor: Wer gute Arbeit leistet, erhält Anerkennung, über alle Standesunterschiede hinaus. Ausdruck dieser Grundhaltung, der Wertschätzung des eigenen Betriebs sind die zahlreichen und regelmäßigen Betriebsfeste, die Firmenausflüge, aber auch die Firmenzeitschriften.

Seit den siebziger Jahren wird in der deutschsprachigen Volkskunde die *Arbeiterkultur* als selbständiger Forschungsgegenstand thematisiert. Es ist dies die Frage nach eigenständigen Formen in der Lebensweise der Arbeiter-Bevölkerung, also bei der Gestaltung der Arbeit, der Freizeit, der Geselligkeit, beim Essen und Trinken, im Heiratsverhalten und in den Grundwerten. Dabei ist die Arbeiterkultur im Sinne des alltäglichen Lebensvollzugs von der Arbeiterbewegungskultur, also den agitatorischen und kulturell-politischen Formen zu trennen. Selbstverständlich kann eine solche Arbeiterkultur nicht losgelöst von der Gesamtkultur studiert werden; sie ist darin eingebettet.

Die Erforschung des Arbeiteralltags in der Schweiz ist nicht sehr weit gediehen; es gibt zwar einige vorzügliche historische Arbeiten zu lokalen Verhältnissen; aber vor allem für die neueste Entwicklung – im Zeichen der Hochkonjunktur – fehlen entsprechende Untersuchungen weitgehend. Zudem kennt die Schweiz keine großen, zusammenhängenden Industriegebiete mit einer betont proletarischen Bevölkerung, wie sie etwa das deutsche Ruhrgebiet aufweist. Andererseits blieb gerade im 19. Jahrhundert die Arbeiterschaft stark mit den ländlichen Ursprüngen verhaftet, was heute noch für neo-industrialisierte Gebiete wie das aargauische Fricktal zutrifft, wo die Basler Chemie erst seit den sechziger Jahren ihre Fabrikbauten errichtet hat.

Besser bekannt und wohl auch spezifischer sind die *Arbeiterfreizeitvereine*, wie etwa der Grütli Turnverein (1875), Grütli Sängerbund (1894), der Arbeiterradfahrerbund (1905) oder die von ausländischen Arbeitern initiierten Naturfreunde (1905). Lange standen diese Vereine in enger Beziehung zu den bürgerlichen Parallelvereinen; erst nach 1914 kam es zu einer stärkeren klassenspezifischen Ausrichtung. Wenn sich diese Vereine zwar ideologisch von den bürgerlichen unterschieden, erreichten sie jedoch kaum im Vereinsalltag ein eigenständiges Profil. Noch 1925 z.B. brachte eine Festaufführung der Grütli- und Arbeitersänger, die seit 1917 zusammengingen, einen Alpaufzug mit Herdengeläute, Jodeln und Alphornklängen, also ein Bekenntnis zur heimatlichen Folklore, wie es auch bürgerliche Vereine inszenierten, und erst die abschließende „Arbeiter-Marseillaise“ setzte einen politisch-agitatorischen Akzent. Nähe und Distanz charakterisierten nach Karl Schwaar das Verhältnis der Arbeiterkultur zur dominanten Kultur in dieser Zeit.

Das wird deutlich bei den *1. Mai-Feiern*, die in der Schweiz seit 1890, gemäß dem Beschluß der 2. Sozialistischen Internationale von 1889 in Paris, durchgeführt werden. 1914 fanden bereits an rund 100 Orten Mai-Feiern statt mit Teilnehmerzahlen von bis zu 10.000. Der ursprünglich als Kampftag konzipierte Anlaß wurde bald durch die Integration brauchtümlicher Elemente in den Umzug zu einem Ereignis mit vielen traditionellen, eigentlich bürgerlichen Festrequisiten: Blumen, buntgeschmückten Wagen, Festkleid, Fahnen usw. Vokabular und Syntax waren dem klassischen Repertoire solcher Feste entnommen. Allerdings verbreiteten die Allegorien andere Inhalte: den Einklang z.B. zwischen der erwachenden Natur im Frühling und dem erhofften Triumph der Arbeiterbewegung. Die Umzüge in der ersten Hälfte des Jahrhunderts wirkten durch die große Zahl der Teilnehmer als Machtdemonstration und Integrationsfaktor zugleich. Sie mobilisierten die Massen und trugen in Emblem, Lied und szenischer Darstellung sozialistische Utopien vor. Die sogenannten Kultursozialisten versuchten in den späten zwanziger und in den beginnenden dreißiger Jahren diese vom populären Geschmack getragene Festkultur zu veredeln, in avant-gardistischem Sinn zu einer eigentlichen Arbeiterkultur umzugestalten. Es sollte letztlich der „neue Mensch“, geprägt durch eine soziale Gesinnung, verwirklicht werden. Diese Arbeiterkulturbewegung hat bemerkenswerte ästhetische Leistungen erbracht, erreichte aber die Basis kaum. Die politischen Kampfprogramme verloren bald wegen der geringen äußeren Erfolge und im Zuge der Entwicklung des schweizerischen Politalltags zur Konkordanzdemokratie an Überzeugungskraft.

In den sechziger Jahren löste sich die subkulturelle Abkapselung der Arbeiterkultur und Arbeiterbewegung auf. Dieser Prozeß war mitbedingt durch den Einzug der Sozialdemokraten in die Landesregierung, durch den „Arbeitsfrieden“, der auf Gesamtarbeitsverträgen beruht, im sogenannten

Stillhalteabkommen Streiks verpönt und die Lösung von Arbeitskonflikten auf dem Verhandlungsweg sucht.

In diesem Zusammenhang erstaunt es nicht, daß die 1. Mai-Feiern in den letzten Jahrzehnten eher flügelahm wirkten. Der soziale Friede und der allgemeine Wohlstand, den die Schweiz seit Jahrzehnten kennt, trugen zu dem relativen Desinteresse der Bevölkerung an diesem Anlaß bei. Allerdings haben neuerdings die 1. Mai-Feiern in Städten wie Zürich und Basel wieder eine neue Vitalität gefunden. Dabei kam das belebende Element nicht von gewerkschaftlicher Seite, auch nicht von den traditionellen Sozialdemokraten her, sondern von progressiven Gruppierungen, vor allem aber von Ausländer-Organisationen, die heute in großer Zahl an den Mai-Kundgebungen teilnehmen und diesen Anlässen ein besonderes Kolorit verleihen, manchmal aber auch zu Zwist mit den traditionellen Gewerkschaften führen, wie z.B. 1993 in Zürich. Für die Ausländer bietet der 1. Mai die Gelegenheit, ihre Anliegen an die Öffentlichkeit zu bringen, oft fast als einziges medien- und publikumswirksames Mittel. Die städtischen 1. Mai-Feiern in der Schweiz verlaufen heute fast alle nach dem gleichen Muster: Ein Umzug am Vormittag führt die Teilnehmer durch die Stadt zu einem öffentlichen Platz, wo die eigentliche Kundgebung mit Ansprachen stattfindet. Daran schließt sich ein Volksfest, das bis in den späten Nachmittag oder in den Abend hineindauert.

Arbeitsalltag und Betriebsleben. Zur Geschichte industrieller Arbeits- und Lebensverhältnisse in der Schweiz. Hg. vom Schweiz. Sozialarchiv. Zürich 1981.

*Bergmann, Alexander, François Hainard, Laurent Thévoz:* La culture d'entreprise suisse en tant qu'élément constitutif et reflet d'une culture nationale. Lausanne 1990.

*Billeter, Geneviève:* Le pouvoir patronal. Les patrons des grandes entreprises suisses des métaux et des machines (1919 – 1939). Genève 1985.

*Frey, Theo:* Proletarisches Agitprop – und antifaschistisches Theater. Ein Beitrag zur Geschichte des schweiz. Arbeitertheaters der Zwischenkriegszeit. Bern 1983.

*Gretler, Roland:* Vorwärts – und nicht vergessen. Hundert Jahre 1. Mai im Bild. Zürich 1990.

*Gruner, Erich* (Hg.): Arbeiterschaft und Wirtschaft in der Schweiz 1880 – 1914. 3 Bde. Zürich 1987 – 1988.

*Hugger, Paul:* Lebensverhältnisse und Lebensweise der Chemiarbeiter im mittleren Fricktal. Eine Studie zum soziokulturellen Wandel eines ländlichen Gebiets. Basel 1967.

*Kreis, Georg:* Der Triumph des 1. Mai. Zur Officialisierung des Arbeiter-Feiertages im Jahre 1923, in: Basler Zs. für Geschichte und Altertumskunde 84 (1984) 207 – 235.

*Schwaar, Karl:* Aspekte der Arbeiterkultur im 20. Jahrhundert, in: Hdb. d. Schweiz. Volkskultur III, 1083 – 1098.

*Vetterli, Rudolf:* Industriearbeit, Arbeiterbewußtsein und gewerkschaftliche Organisation. Dargestellt am Beispiel der Georg Fischer AG (1890 – 1930). Göttingen 1978.

## Die nationalen Mythen

Die Schweizer sind – auch wenn das viele nicht wahrhaben wollen – in ihrem Denken und Fühlen stark durch Mythen bestimmt. Es sind die nationalen Mythen, die vom Ursprung der staatlichen Selbständigkeit (am Ende des 13. Jahrhunderts) erzählen, so etwa die bekannte Befreiungsgeschichte mit dem Tellenschuß, dem Tyrannenmord und dem Eidschwur auf der Rütliwiese; dazu gehören aber auch spätere Berichte von heroischen Taten, deren Akteure oft geschichtlich nicht faßbar sind, wie etwa Arnold von Winkelried, der 1386 in der Schlacht bei Sempach gegen Habsburg-Österreich den Seinen in der Bedrängnis eine Gasse durch die Speerwand der Feinde gebahnt haben soll. Zwar sind solche Heldenmythen in den letzten Jahrzehnten (grundsätzlich bereits seit dem 19. Jahrhundert) durch eine kritische, meist links orientierte Geschichtsschreibung und durch einzelne Schriftsteller bekämpft, zum Teil lächerlich gemacht worden (durch die sogenannten „Tellentöter“), aber die Mythen wurzeln tief und erweisen sich gegenüber solchen Aufklärungstendenzen meist als resistent. In Zeiten der Not erleben sie ihr „come back“, was sich zum letzten Mal während des Zweiten Weltkriegs erwiesen hat. Dabei bleibt die Tatsache, daß die nationalen Befreiungsmymen erst seit dem 15. Jahrhundert schriftlich faßbar werden, letztlich zweitrangig: Mythen erfüllen eine andere Funktion als die Erkenntnisse der positiven Wissenschaften; sie bilden den Quellgrund des eigenen Wesensverständnisses, der Identität, sprechen die Imagination und die Emotionen an und bringen Motivationen für das eigene Handeln.

Zwei Gestalten stehen im Vordergrund: *Wilhelm Tell*, historisch nicht belegbar, und der Eremit *Niklaus von Flüe* (1417 – 1487). Beide Gestalten stammen aus der Urschweiz, sie ergänzen sich, sind in eine enge Wechselbeziehung geraten. Während Bruder Klaus als Symbol des Friedens und des Ausgleichs gilt, haftet an Wilhelm Tell, dem Hirten und Jäger, die Idee tatkräftiger, notfalls aggressiver Selbsthilfe. Tell hat es zudem zu internationalem Ruhm gebracht; in vielen Ländern Europas und selbst in Übersee gilt er als Vertreter freiheitlicher Werte. In der Schweiz ist er zu einem außerordentlich werbewirksamen Faktor geworden. Die Wirtschaft bedient sich seiner genauso wie die politischen Gruppierungen, ob rechts oder links. Das Tellepos hat seine visuelle Suggestivität; mit eindrücklichen Sequenzen bringt es Motive ins Bewußtsein des Volkes, die handlungsbestimmend sind: der Mut des Einzelnen, der in der äußersten Bedrängnis eine adäquate Lösung sucht und findet, spontan und dem innern Impuls, nicht rationalen Überlegungen folgend. Ihm steht die andere archetypische Gestalt gegenüber, Gessler der Vogt, die fremde, usurpierende Macht vertretend, Recht und Tugend mit den Füßen tretend. Auffallend ist, wie wenig die schweizerische Mythenlandschaft mit Frauengestalten besetzt ist, im Gegensatz etwa zu Frankreich mit Jeanne d'Arc. Das weist auf die männerbetonte Schweizer Geschichte hin.

Daneben gibt es eine Fülle von *Mythen anderer Natur*, die das Denken, Fühlen und Sehnen des Schweizer unbewußt oder bewußt prägen: die schneebedeckten hehren Firne, die Bergwelt also (mit dem Matterhorn etwa und dem entsprechenden touristischen Rummel), die naturnahe Landschaft, der Bauer als Träger elementarer Werte in seiner Natur- und Landschaftsverbundenheit, die Kuh als das mythische Tier, das in den Viehzüchter- und Milchwirtschaftsregionen mit einer letztlich erotischen Aura umgeben ist. Mit gutem Recht kann man die Schweizer letztlich als Mythomanen bezeichnen.

Mit den mythischen Vorstellungen sind die *Stereotypen* eng verbunden, das Bild, das sich die Schweizer von sich selbst und den andern machen. Der Schweizer sieht sich selbst als eher nüchtern, arbeitsam, gemütlich und friedfertig, wie etwa die Rekrutenprüfungen 1981 (Befragungen von Jungsoldaten) belegten. Allerdings variieren die Werte etwas nach Sprachregionen, die sich gegenseitig auch unterschiedlich einstufen. Zum Beispiel werden die Deutschschweizer von den Romands als wirtschaftlich besonders tüchtig, dafür weniger gemütlich und eher eitel gesehen, während man sich im Gegenzug als besonders friedfertig und gemütlich erachtet. Im Verhältnis zum Ausland hat sich das Bewußtsein der Schweizer, ein Sonderfall zu sein, zwar in den letzten Jahren (im Zusammenhang vor allem mit dem Einigungsprozeß in der EG) etwas zurückgebildet, ist aber immer noch ausgeprägt. Damit einher geht das Gefühl eines Sendungsauftrags (im Sinne der humanitären Schweiz), das sich in der Praxis durchaus mit einer aktiven Solidarität verbindet. Sind diese Autostereotypen durchwegs positiv besetzt, so haben es negative Selbstbilder eher schwer, im Bewußtsein der Schweizer Fuß zu fassen, auch wenn viele Intellektuelle und Medienschaffende daraufhin wirken und zum Teil zu negativen Überzeichnungen neigen: die Schweiz als Ort dubioser Geldgeschäfte, die Schweizer als knauseriges, engstirniges, selbstbezogenes, kaum zu kultureller Großzügigkeit neigendes Volk.

*Bergier, J. F.*: Guillaume Tell. Paris 1988.

*Dubois, Pierre* (Hg.): Union et division des Suisses. Les relations entre Alémaniques, Romands et Tessinois aux XIXe et XX siècles. Lausanne 1983.

*Frei Daniel/Werner Meier/Ulrich Saxer*: Die Schweiz und ihre Nachbarn. Bericht über die im Rahmen der pädagogischen Rekrutenprüfungen 1981 durchgeführte Befragung. Aarau 1983.

*Gonseth, Marc-Olivier*: Images de la Suisse. Ethnologica Helvetica 13/14. Berne 1989/90.

*Reszler, A.*: Mythes et identité de la Suisse. Genève 1986.

*Stinzi, L. et al.*: Quel Tell? Paris 1973.

*Windisch, Uli et Florence Cornu*: Tell au quotidien. Zürich 1988.

### *Mobilität*

Das moderne Leben scheint ohne dauernde Mobilität kaum denkbar zu sein – das ist in der Schweiz nicht anders als anderswo: Mobilität zwischen

Arbeits- und Wohnort, zwischen den Orten des Konsums, der Freizeit, der Ferien. Die meisten Schweizer bewältigen diese dauernden Anforderungen in aller Selbstverständlichkeit. Dabei werden enorme Distanzen zurückgelegt: Jährlich entfallen so auf jeden Schweizer und jede Schweizerin – Kleinkinder und Greise miteingerechnet – rund 15.000 km. Für die ganze Bevölkerung bedeutet dies 100 Milliarden Kilometer, d.h. 150.000 mal die Distanz Erde-Mond retour (gemäß Stat. Jb. d. Schweiz 1987). Mobilität gehört zum zeitgenössischen Lebensgefühl. Es verbinden sich mit ihr große Erwartungen und effektive Chancen: Flexibilität, bessere Arbeitsmöglichkeiten, sozialer Aufstieg; aber es liegt in dieser Mobilität auch etwas Zwanghaftes. Da Mobilität zum Kulturstil der Moderne gehört, kann sich das Individuum vielfach dem sozialen Druck dazu nicht entziehen. Mobil sein liegt im modischen Trend; Ferien zuhause zu verbringen ist unzeitgemäß und dem Prestige abträglich.

Eine Vorstellung von der enormen Zunahme der jährlichen Mobilität gibt folgende Tabelle (nach M. Eisner und P. Güller).

#### Veränderung der Fahrleistung je Einwohner und Jahr

Verkehrsmittel	1891/95	1920	1955	1965	1975	1984
Eisenbahnen	266	620	1.400	1.750	1.650	1.750
Straße (davon privat)	15	200	2.500	6.250	10.000	13.000
Andere (Flugzeuge et al.)			24	75	180	220
Total	281	820	3.924	8.075	11.830	14.970

Die Schweiz verfügt über ein enges Netz von Autobahnen; dazu kommt ein dichtes Eisenbahnnetz mit umweltfreundlichen Tarifen. Vor allem der Seniorentourismus profitiert von diesen Vergünstigungen. Die Senioren sind es denn auch, die an schönen Tagen neben den Arbeitspendlern das Bild auf den Bahnhöfen prägen und die Züge bevölkern. Dank guten Zugverbindungen können fast alle Landesteile der Schweiz von einem beliebigen Punkt aus in einem Tagesausflug erreicht werden. Dazu kommt der Wochenendtourismus; viele Schweizer besitzen eine Zweitwohnung oder ein Ferienhaus in den Bergen und fahren jedes Wochenende dorthin. Im Winter fährt man in die einige Stunden entfernten Skiorte in den Bergen. Das bringt regelmäßig einen intensiven Verkehr auf Straßen und Schienen. Die Auswirkungen in den Gebirgsgegenden sind entsprechend: stark wachsende Siedlungen, Verstädterung von touristisch erschlossenen Berggemeinden, mit vielen Bauten, die nur zeitweise bewohnt sind. Die Lebensverhältnisse auch der Bevölkerung auf dem Lande haben sich den urbanen Normen und Vorstellungen angepaßt.

Entsprechend ins Gewicht fallen denn auch die *negativen Erscheinungen dieser Mobilität*: Zersiedlung der Landschaft, Immissionen durch Lärm, Abgase usw. Regelmäßig entsteht an gewissen Tagen im Sommer und Winter Smog in den Agglomerationen, der zu einem großen Teil auf die Immissionen des Verkehrs zurückzuführen ist. Ohne Zweifel hat sich die Sensibilität für Umweltfragen in den letzten Jahren stark erhöht; es gibt einen alternativen „Automobilklub“, den VCS; aber zwischen der theoretischen Erkenntnis und der Bereitschaft, diese auch in die Praxis umzusetzen und möglichst auf den öffentlichen Verkehr umzusteigen, öffnet sich eine weite Schere. Nicht umsonst hat sich 1986 eine eigentliche Autopartei gebildet, die sich zum Ziele setzt, die Rechte des Automobilfahrers, die sie bedroht sah, in der Politik durchzusetzen.

Aus den Ausführungen über die fast ruhelose Mobilität des modernen Menschen – eine Mobilität, die in dieser Exzessivität kaum dreißig bis vierzig Jahre alt ist – ergeben sich für eine moderne Volkskunde *grundsätzliche Einsichten*:

Die Mobilität hat den gesamten Lebensbereich, vor allem aber die Mentalität der Schweizer im eigentlichen Sinne revolutioniert. Die Menschen des 19. Jahrhunderts und der ersten Dezennien des 20. Jahrhunderts erlebten die Welt kleinräumig. Der ihnen bekannte und zugängliche Ausschnitt von Welt endete oft an den Konturen des Tals, an seinen Grenzen; es war dies der Horizont des Sichtbaren, das, was man an schönen Tagen mit bloßem Auge erkennen konnte. Was jenseits dieses engen Bezirks lag, war das Fremde, wobei Fremdheit hier unterschiedlich abgestuft war: Eine Fremdheit zunächst, mit der man noch Kontakt hatte, durch Begegnungen, durch Bekannte, durch mündliche Berichte, und das Fremde, das weiter Entfernte, mit dem keine direkte Berührung mehr möglich war, das mythische Dimensionen entwickelte, von dem man allenfalls aus Abenteuerberichten oder Wundermären wußte. Das Wunderbare, Numinose war in der Welt, auch in der Schweiz, noch angesiedelt. Der Mensch des 20. Jahrhunderts hat es in die Astralbereiche verlegt. Die Identität des Schweizers im 19. Jahrhundert war monolokal, sie war mit dem Raum verbunden, in dem man wohnte und lebte. Dieser Raum war dafür bis in die feinsten Einzelheiten gegliedert, benannt, durchseelt und wurde so wahrgenommen, gleich einem Mikroorganismus mit sinnvollen Strukturen. Natürlich gab es immer Gruppen, die aussicherten, die durch ihre Reisen eine weitere Welterfahrung hatten: Kaufleute, Handeltreibende, Fuhrleute, Handwerksgelesen, Söldner. Aber sie waren gesamtgesellschaftlich in der Minderzahl. Ihnen kamen wichtige Rollen der Wissensvermittlung zu, auch der Realitätstransformation; sie waren die Reporter eines Informationsmediums, das noch völlig personalisiert war, in der face-to-face Begegnung bestand.

Die moderne Mobilität hat hier grundsätzlich andere Verhältnisse geschaffen und damit auch die Wahrnehmungsweise des Menschen verändert.

Das Ferne ist oft fast so vertraut wie das Nahe, will sagen im gleichen Maße schlecht und oberflächlich. Früherfahrung und Frühererschließung auch fernliegender Räume haben schon in der Kindheit ein anderes Bewußtsein von Umwelt geschaffen; der dauernde Zwang, die Notwendigkeit, täglich größere Distanzen zurückzulegen, veranlassen den Menschen, Elemente der Beheimatung auszulagern, zu einer bi- oder multilokalen Identität. Dies erfolgt auch zum Zwecke, die eigene Existenz erträglich zu machen: Wie anderswo kompensieren die Schweizer die frustrierende Wirklichkeit etwa des Wohnens in lärmigen und beengenden Stadtverhältnissen durch Zweitwohnungen in den Bergen, durch Ferien am Strand, in Spanien usw., generell durch die Verwirklichung von Sehnsüchten, welche die Reklame geschickt über alle Medienkanäle anspricht.

*Bassand, Michel et Marie-Claude Brulhardt: Mobilité spatiale; bilan et analyse des recherches en Suisse. Saint Saphorin 1980.*

*Brugger, Ernst A. et al.(Hg.): Umbruch im Berggebiet. Bern 1984.*

*Eisner, Manuel und Peter Güller: Mobilität und Lebensqualität, in: Hdb. d. Schweiz. Volkskultur III. 1219 – 1240.*

*Güller, Peter, Thomas Busset, Hans Rudolf Schäfer und Pascal Regli: Löst der Verkehr die Stadt auf? Zürich 1989.*

### *Die Schweiz – ein politisch bewegtes Land*

Bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts dominierten die klassischen Parteien die politische Szene des Landes. Sie hatten sich zwar im Laufe des 19. Jahrhunderts gebildet, aber meist erst in diesem Jahrhundert zu Landesparteien zusammengeschlossen. Es waren dies die Freisinnigdemokratische Partei (1894 als Landespartei gegründet), die Partei des bürgerlichen Mittelstandes, die Christlichdemokratische Volkspartei (1912), eine katholisch orientierte Partei der Mitte, die Sozialdemokratische Partei (1888) als größte Partei der Linken, die Schweizerische Volkspartei (1936/37), die sich als Partei der Bauern und des Gewerbes verstand. Die genannten Parteien sind heute in der Landesregierung vertreten (im Verhältnis von 2: 2: 2: 1; der erste Sozialdemokrat trat 1943 in den Bundesrat ein). Daneben gibt es noch eine Reihe kleinerer Parteien, die nicht an der Regierung beteiligt sind, aber im Parlament ihre Bedeutung haben. Die im Vergleich zu andern Ländern ausgesprochene Vielfalt der Parteien im Parlament, die durch keine Minimalklausel beengt wird, erklärt sich durch das Proporzwahlssystem, das auch kleinen Gruppen eine Chance gibt. Zudem läßt sich in der Schweiz viel weniger deutlich zwischen einem Regierungslager und der Opposition unterscheiden.

Im Anschluß an die 68er Bewegung bildeten sich aber auch in der Schweiz in den letzten zwanzig Jahren vielseitige *sozial-politische Bewe-*

gungen, oft spontan, die sich bei geringem organisatorischen und institutionellem Aufbau und Aufwand einer neuen, großen Idee verschrieben. Diese Ziele lagen vor allem im Bereich der Ökologie, des Friedensgedankens, der Frauenbewegung und der Dritten Welt, auch im Kampf gegen die Atomkraftwerke. Diesen meist eher links einzustufenden Bewegungen stehen rechtsgerichtete gegenüber: Gruppen gegen die Überfremdung, Gruppierungen aber auch mit rassistischer Grundhaltung. Die meisten dieser Bewegungen hatten schon Vorläufer im ersten Viertel des Jahrhunderts: die Frauenbewegung zum Beispiel entstand zu Beginn des Jahrhunderts, verlor in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg zuerst an Elan, bis sie dann in den siebziger Jahren zu neuem Leben erwachte und kämpferischer auftrat. Thematisch neu sind einzig die Solidaritätsbewegungen mit der Dritten Welt. Herkommensmäßig gehören die Mitglieder dieser sozialen Bewegungen vor allem den neuen städtischen Mittelschichten an. Die politische Bedeutung dieser Gruppierungen darf nicht unterschätzt werden. Sie bringen, zwar oft erst nach langwierigen Auseinandersetzungen, Themen in die offizielle Politik hinein, die sonst Mühe haben, sich Bahn zu schaffen. Vor allem entwickeln sie in ihren Agitationsweisen und im menschlichen Zusammenleben neue Formen, die für die Gesellschaft beispielhaft werden. Dies gilt in der Schweiz besonders für die ökologischen Gruppen. Solche Bewegungen können in einer direkten Demokratie durch die Instrumente der Initiative und des Referendums auf kantonaler und nationaler Ebene einen wichtigen Einfluß ausüben. So hatten sie 1990 in einer Volksabstimmung über die Atomkraftwerke – welche ein Moratorium von 10 Jahren vorsah – Erfolg. Sie nehmen letztlich eine politische Tradition auf, die in der Schweiz eine lange Geschichte hat, aber verschüttet worden war, die Möglichkeiten nämlich, auf Gemeinde- und Kantonsebene, in öffentlichen Versammlungen etwa, als Einzelner oder Kleingruppe politisch aktiv zu werden, wie es noch in den Landsgemeinden einzelner Bergkantone geschieht.

Aus der Sicht der Volkskunde sind diese Bewegungen wichtig, weil sie einen neuen Formenschatz der politischen Manifestation, der öffentlichen Kultur entwickeln, in Aktionsweisen, Spruchbändern, durch den kreativen Einfallsreichtum, durch den Humor auch, der dabei oft mitschwingt. Es ergeben sich so ein Reichtum an Eigeninitiativen, ein Engagement des Einzelnen und des Privaten, die der sonst oft beklagten politischen Abstinenz entgegenwirken. Dem allen kommt zugute, daß diese Bewegungen organisatorisch und hierarchisch wenig strukturiert sind und ihre Kohäsion eher durch gemeinsame Werte, durch eine eigene Sprache und Symbolik, unter Umständen durch eine typische Kleidung erreicht wird, als durch administrative Maßnahmen.

*Arbeitsgruppe Frauengeschichte Basel* (Hg.): Auf den Spuren weiblicher Vergangenheit. Beiträge der 4. Schweiz. Historikerinnentagung, Zürich 1988.

*Frischknecht, Jürg*: Schweiz wir kommen. Die neuen Fröntler und Rassisten. Zürich 1990.

*Gros, Dominique*: Dissidents du quotidien. La scène alternative genevoise 1968 – 1987. Lausanne 1987.

*Joris, Elisabeth und Heidi Witzig* (Hg.): Frauengeschichte(n). Dokumente aus zwei Jahrhunderten zur Situation der Frauen in der Schweiz. Zürich 1986.

*Kriesi, Hanspeter* (Hg.): Bewegung in der Schweizer Politik. Fallstudien zu politischen Mobilisierungsprozessen in der Schweiz. Frankfurt am Main/New York 1985.

*Levy, René und Laurent Duvanel*: Politik von unten. Bürgerproteste in der Nachkriegs-schweiz. Basel 1984.

*Mesmer, Beatrix*: Ausgeklammert – Eingeklammert. Frauen und Frauenorganisationen in der Schweiz des 19. Jahrhunderts. Basel 1988.

*Willener, Alfred*: L'avenir instantané. Mouvement des jeunes à Zurich. Lausanne 1984.

*Woodtli, Susanne*: Du féminisme à l'égalité politique. Un siècle de luttes en Suisse, 1868 – 1971. Lausanne 1977.

*Zwei Realitäten*, die eine eher mythischer, die andere mehr konkreter Natur, prägen den Schweizer Alltag als durchgehende Strukturen. Da ist einmal das Bild, das sich der Schweizer von seinem Land macht. Es ist hinterlegt mit den traditionellen Motiven einer Bergidylle: frei weidenden Kühen, frohen Hirten, sauber gefegten Alphütten und hellem Gleißeln milchweisser Gletscher. Diese Welt wird immer noch in Bild, Reklame, Lied und Folklore evoziert; ihr dienen viele Elemente der Festkultur, in Umzügen usw.; sie ist ein Teil der schweizerischen Identität. Davon hebt sich die alltägliche Wirklichkeit, jene Realität ab, mit der sich der Schweizer tagtäglich zu beschäftigen hat: der computerisierte Büro- und Fabrikationsbetrieb, Leistungsdenken unter Zeitdruck, Verkehrschaos in den Städten, ozon- und abgasgeschwängerte Luft, drängende Sorge um die kranken Wälder usw.

Der Schweizer lebt so in einem *doppelten Bewußtsein*, in zwei Welten, die eine mehr der täglichen Realität, jene mehr dem Sonntäglichen, dem Bereich der Muße zugeordnet: einerseits ein konsumorientiertes, innovationsberechtigtes, den Werten eines technischen und wirtschaftlichen Fortschritts verpflichtetes Alltagsdasein, andererseits jene traditionellen Bilder eines natürlichen, schuldlosen Daseins, die den nostalgischen Sehnsüchten und der Muße dienen. Beide Welten, Denk- und Daseinsweisen koexistieren, ohne daß sie eigentlich konfliktieren, sie ergänzen sich in notwendiger Weise.

## Eine Bildreportage aus den frühen sechziger Jahren

Anstatt moderne und alte Photos verschiedener Provenienz zu mischen, finden wir es reizvoll, unseren Beitrag mit Pressebildern aus den Jahren 1960/61 zu dokumentieren und zu zeigen, wie damals die schweizerische Alltagsrealität wahrgenommen wurde.

Abb. 1 Vater und Sohn am Eidgenössischen Jodlerfest in Luzern 1992.  
(Umschlag)

Abb. 2 Bäuerliche Arbeit. Der entsprechende Kommentar der Photopress lautet: „Auf einer Fahrt haben wir die Bremsen angezogen, um bei einem Bild zu verweilen, das dem Städter beinahe schon zur Rarität geworden ist. Keine Verkehrsampeln, keine Hochhäuser, kein Pneuengeruch und dergleichen stören hier Mensch und Tier, die unsere Scholle bebauen. Mag der Tag nie anbrechen, wo diese schöne Gemeinschaftsarbeit zur Sicherstellung unserer Nahrung aufhören muß, weil man die Mahlzeit aus der Pilleddose in der Westentasche einnimmt.“

Abb. 3 Ringen und Schwingen gelten in der Schweiz als alte alpine Kampfsportarten und Verkörperung echter Männlichkeit. Hier wirft der damals bekannte Schwingerkönig Karl Meli seinen Gegner ins Sägemehl.

Abb. 4 In Erwartung der Sieger: Ehrendamen auf dem kleinen Podest und der blumengeschmückten „Muni“ (Stier), der traditionelle Preis für den Schwingerkönig.

Abb. 5 Der Triumphalismus hat auch im Schweizer Katholizismus ausgedient. Früher waren die Katholikentage Demonstrationen der eigenen Größe und Glaubensstärke. Eine der letzten Manifestationen in dieser Hinsicht war der 6. Luzerner Katholikentag 1961, präsentiert vom Diözesanbischof Franziskus von Streng.

Abb. 6 Landsgemeinden gelten als Urform demokratischer Willensäußerung. In Trogen (Appenzell/AR) steht die Regierung auf dem „Stuhl“ den im Ring Versammelten Red und Antwort.

Abb. 7 Die Schweizer Garde in Rom (1961) – letzter Rest einer langen Söldnertradition.

Abb. 8 Militärfolklore – dazu gehören Fahnenmärsche, wie hier beim Abschluß eines längeren Dienstes.

Abb. 9 Die flotten Turner, im 19. Jahrhundert vielgepriesen und besungen, prägen das schweizerische Vereinswesen. So zogen sie am bernischen Kantonaltturnfest durch die Gassen der Aarestadt.

Abb. 10 Der „Kienbesen“ von Liestal steht stellvertretend für die Faszination durch Feuer und Licht im Volksbrauchtum.

Abb. 11 Winzerfest in Neuenburg 1961. Einer der typischen Blumenwagen, wie er von der Uhrenmetropole La Chaux-de-Fonds beigesteuert wurde.

- Abb. 12 Arbeitsimmigranten gehören als Saisonnier oder Daueraufenthalter seit dem Zweiten Weltkrieg zum Alltag der Schweiz. Zuerst kamen Italiener, dann Spanier und Portugiesen, schließlich Jugoslawen und Türken. Das führte regelmäßig zu Spannungen, wenn die Konjunktur zurückging oder die Wohnungsmisere drückend wurde. Überfremdungsiniciativen brachten die Gemüter in Wallung; auch die Schweiz kennt die Xenophobie, die allerdings bisher nie zu schweren Ausschreitungen geführt hat. Parallel dazu verlief der Prozeß der Akkulturation und Integration, so daß die Italiener der dritten Generation heute zu einem prägenden Bestandteil des schweizerischen Alltags geworden sind. Das Bild von der Rückkehr der Gastarbeiter (damals noch Fremdarbeiter geheißen) über die Weihnachtstage 1961 nach Südtalien zeigt die für damals typischen vollgepackten Billigkoffer, die mit Schnüren gesichert waren.
- Abb. 13 1. Mai-Umzug, 1961 in Zürich. Der traditionelle Kontermarsch auf der Unteren Bahnhofstraße. Noch wirkt der Zug einheitlich und geschlossen, die Haltung ist ernst, Krawatten gehören zum Tenue. Es fehlen die bunten, folkloristischen Elemente der plurikulturellen Gesellschaft von heute.
- Abb. 14 Was dem Amerikaner der Seeadler, ist dem Schweizer die Kuh. An der Mustermesse in Lausanne, dem Comptoir, werden am offiziellen Tag regelmäßig prämierte Zuchtstiere vorgeführt, Ausdruck der tiefen Verwurzelung bäuerlicher Wertvorstellungen im schweizerischen Bewußtsein.
- Abb. 15 Gartenpflege und Gartenfreude haben in der Schweiz einen großen Stellenwert. Schreber- und Privatgärten werden mit Hingabe und Aufwand betreut. Das Glück im Winkel erscheint als notwendiges Korrelat zur Unrast des alltäglichen Erwerbslebens. Dabei wechseln auch bei den Blumen die Moden. Typisches Beispiel ist die Dahlie, die anfangs der sechziger Jahre beliebt war, heute aber längst durch andere Blumen abgelöst worden ist, etwa Rosen oder Azaleen. 1961 fand zum 50. Mal eine Dahlienschau in Unterengstringen statt, bei der auch eine Dahlienkönigin erkoren wurde.

Es handelt sich bei dieser Photoreportage um Bilder der Photopress, Zürich, die von 1930 bis 1988 ein wichtiges Schwarz-Weiß-Dokumentationsmaterial zusammentrug. Das Bildarchiv befindet sich heute bei der Weltwoche AG in Zürich, die den Abdruck freundlicherweise erlaubte.



Abb. 2



Abb. 3



Abb. 4



Abb. 5



Abb. 6



Abb. 7



Abb. 8



Abb. 9



Abb. 10



Abb. 11



Abb. 12



Abb. 13

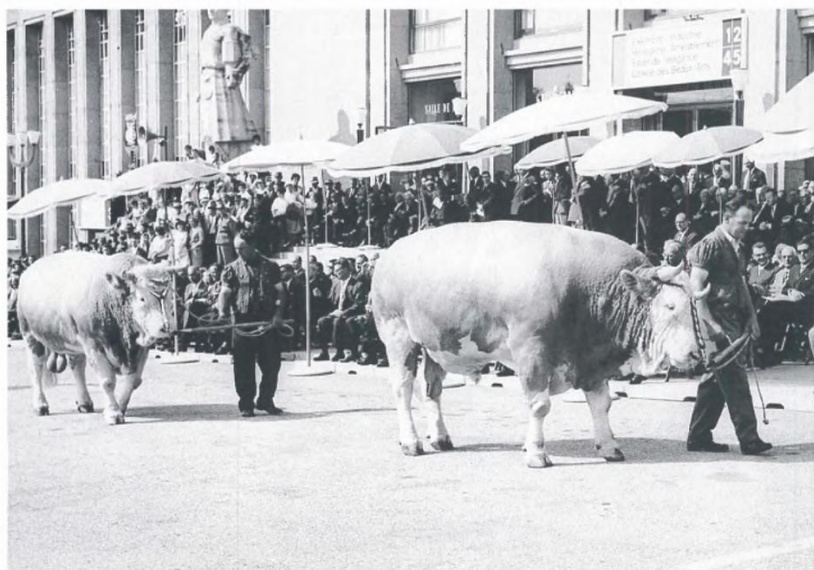


Abb. 14



Abb. 15



